

attempo!

Forum der Universität Tübingen

Oktober 2009

Fetisch Internationalisierung?

Die globale Vernetzung der Hochschulen

- > Mehrdeutigkeit in der Kommunikation
- > Bachelor in vier Jahren
- > Klassik für Kinder
- > Universität auf Umweltkurs



Topthema

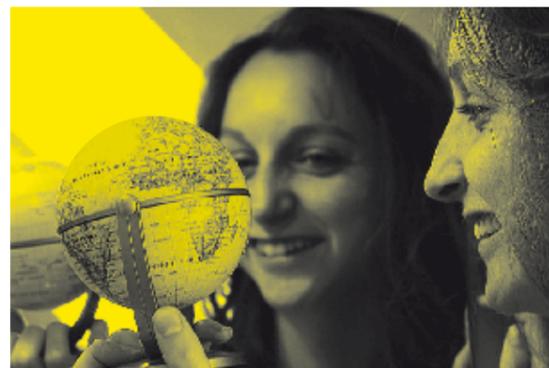


Foto: Soppa

- 4 »Wissenschaft ist per definitionem international«**
Interview mit Rektor Bernd Engler über das globale Engagement der Uni Tübingen
- 8 Welchen Preis hat Internationalisierung?**
Eine IAW-Studie versucht eine Bilanz

- 10 Deutsche Wissenschaft und Forschung weltweit vernetzen**
Über Sinn und Zweck von Wissenschaftsaußenpolitik
- 12 Vorn dabei, aber (noch) nicht Spitze**
Wie deutsche Unis für Ausländer noch attraktiver werden können
- 14 Wettbewerb um die besten Köpfe**
Interview mit Rolf Hoffmann: Deutsche Hochschulen auf internationalem Parkett
- 16 Warum es drei aus aller Welt nach Deutschland zog**
Was Tübinger Professoren aus dem Ausland vom deutschen System halten
- 18 »Das Studentenleben hier ist viel humaner«**
Hochschüler aus Yale über ihre Erfahrungen
- 20 »Senk ju for staddiing wiff ass«**
Hauptsache international, das Englisch kommt noch

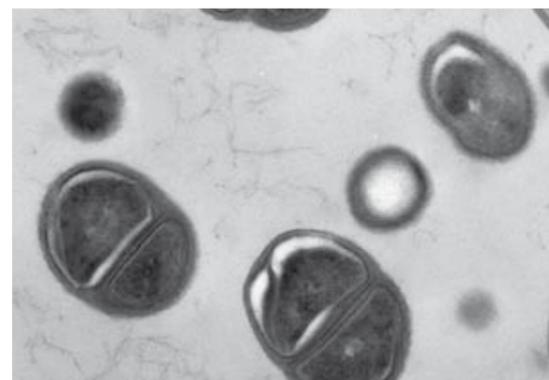


Foto: Peschel

Unscheinbares Aussehen, zuweilen tödliche Wirkung: Die Staphylokokken geben den Mikrobiologen Rätsel auf.
Forschung > ab Seite 24



Foto: Albrecht

Versuche im Schülerlabor des CIN: Felicia Eisenmann und Laura Buschbeck (links) lokalisieren Schallwellen.
Studium und Lehre > ab Seite 28



Foto: Württembergisches Landesmuseum

In Stuttgart präsentiert: Eiszeitkunst und Schätze aus dem syrischen Qatna.
Unikultur > ab Seite 32



Foto: Initiative »Greening the University«

Eine Studierendeninitiative will die Universität ergrünen lassen.
Porträt > ab Seite 36



Foto: Albrecht

Nachwuchspreise aus Stiftungsvermögen: Attempto-Preisträger 2009
Unibund > ab Seite 38

Anspruch und Realität der Internationalisierung

Liebe Leserinnen und Leser,

gute Nachrichten für den Wissenschaftsstandort Deutschland: Eine aktuelle Studie zeigt, dass die Bundesrepublik in die Gruppe der drei Länder vorgerückt ist, in denen das Studium am attraktivsten erscheint. Noch beliebter sind nur die USA und Großbritannien. Doch bei genauerem Hinsehen erweist sich diese Popularität als trügerisch. Die Zahl der jungen Leute aus dem Ausland, die tatsächlich ein Studium in Deutschland aufnehmen, geht im bundesweiten Trend nach unten – ein herber Rückschlag für die Internationalisierungsbestrebungen der deutschen Hochschulen. Die Realität hinkt den Erwartungen hinterher: Nur 20 Prozent der ausländischen Studierenden schließen ihr Studium am vermeintlich attraktiven Standort Deutschland auch ab.

Auch in der Forschung gibt es eine Diskrepanz zwischen Sein und Schein. Oberstes Ziel jeder Hochschule mit internationalem Anspruch ist es, ein globales Netzwerk strategischer Forschungspartnerschaften aufzubauen. Je angesehener die Partner, desto mehr Prestige gewinnt auch die eigene Institution, so die Annahme. Geht diese Rechnung wirklich auf? Wäre es nicht manchmal besser, sich auf die eigenen Stärken zu besinnen und den hochqualifizierten Nachwuchs zu binden, anstatt zu riskieren, ihn an konkurrierende Kooperationspartner zu verlieren (Stichwort: Braindrain)?

Die Schwierigkeiten und Chancen, die mit der Internationalisierung einhergehen, sind ebenso vielfältig wie die Konzepte, die sich hinter dem Begriff verbergen. Machen Studierende und Forscher aus aller Welt schon die Internationalität einer Hochschule aus? Oder gehören auch Dependancen im Ausland zwingend dazu?

Diesen und ähnlichen Fragen geht diese Ausgabe von *attempto!* auf den Grund. Unsere Autoren und Gesprächspartner zeigen auf, wie Internationalisierung aussehen könnte, welche Probleme sie mit sich bringt – und wie es die deutschen Hochschulen schaffen könnten, ihrem guten Ruf noch gerechter zu werden. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Die Redaktion



Internationale Kontakte fliegen der Hochschule nicht zu. Vielmehr muss die Universität Tübingen bei potenziellen Partnern in aller Welt ihre Attraktivität unter Beweis stellen – Rektor Bernd Engler im Gespräch mit *attempto!*-Redakteurin Gabriele Förder.



Fotos: Albrecht

»Wissenschaft ist per definitionem international«

International – ein Etikett, das sich jede Universität gerne anheftet. Aber wie wichtig ist es für die Hochschulen wirklich, in Forschung und Lehre mit dem Ausland zu kooperieren? Die *attempto!*-Redaktion fragte Rektor Bernd Engler, wie die Universität Tübingen ihre internationalen Kontakte pflegen und ausbauen möchte.

attempto!: Die Universität Tübingen versteht sich als internationale Forschungsuniversität. Welche Anstrengungen unternimmt sie, um diesem Anspruch gerecht zu werden?

Engler: Sie haben mit Ihrer Frage eine wichtige Akzentuierung angesprochen, wenn Sie die Begriffe »international« und »Forschungsuniversität« zusammenführen. Insbesondere die Forschung wird bei unserer künftigen Internationalisierungsstrategie eine zentrale Rolle spielen. Das soll indes keineswegs heißen, dass wir beim regulären Studierendenaustausch, also auf Bachelor- und Masterebene, die internationalen Kontakte zurückfahren wollen. Dennoch wird es in nächster Zukunft essentiell sein, die internationale Zusammenarbeit auf der Forschungsebene auszuweiten und Profildomänen gezielt zu fördern. Das »Sino-German University Presidents Meeting«, das im Oktober in Tübingen stattfindet, soll zum Beispiel bestehende Forschungskontakte mit China intensivieren und neu ausrichten. Weitere forschungsstrategische Partnerschaften sind mit anderen Regionen in Asien, aber auch mit Süd- und Nordamerika geplant. Bisher sind die Kooperations-

formen der Tübinger Wissenschaftler häufig recht individuell, und manchmal erfahren wir davon nur zufällig. Dies zeigte sich etwa bei einem Konvent zur Kooperation Tübinger Forscher mit China: Es gab einige Wissenschaftler, die mit denselben chinesischen Universitäten kooperieren, aber nichts von ihren gemeinsamen Kontakten wussten. Hier lässt sich durch eine Abstimmung der Aktivitäten noch manche institutionelle Verbesserung erreichen.

attempto!: Welche Internationalisierungsstrategie verfolgt die Universität?

Engler: Eine solche Strategie setzt zunächst voraus, dass wir unser eigenes Forschungsprofil klar definieren und die einzelnen Profildomänen – wo immer möglich – auch miteinander verknüpfen. Im internationalen Kontext zeigt sich freilich, dass die Strategie nicht nur durch externe Parameter wie etwa ein hohes Drittmittelpotenzial bestimmt wird, sondern auch durch die Interessen unserer Kooperationspartner. Für uns stellt sich zudem die Frage, welche international schon sichtbaren Forschungsbereiche sich durch eine breitere internatio-

nale Aufstellung noch deutlich stärken lassen. Wir müssen ebenfalls darauf achten, dass wir unsere außeruniversitären Kooperationspartner – etwa die Max-Planck-Institute, die Hertie-Stiftung oder die Helmholtz-Gemeinschaft – in unsere Planungen einbeziehen. Erst dann werden wir gezielt unsere strategischen Forschungspartner suchen. Das werden nicht Hunderte sein, sondern etwa 20 weltweit.

attempto!: Wie wichtig ist Internationalität wirklich und wo liegen ihre Grenzen?

Engler: Wissenschaft ist per definitionem international, und Spitzenforschung gedeiht vielfach durch einen regen fachlichen Austausch mit anderen Forschern weltweit. Die Grenzen der Internationalisierung liegen aber dort, wo man aus rein wettbewerblichem Kalkül Marketingaktivitäten entfaltet, nur um die internationale Sichtbarkeit kurzfristig zu erhöhen. Strategische Partnerschaften sollte man nur dort eingehen, wo langfristig tragfähige Beziehungen aufgebaut werden können, die einen erkennbaren Gewinn für die gemeinsame



Forschung erwarten lassen. Eine reine PR-Maßnahme hilft niemandem, sondern schafft eher Verdross. Wir wollen die Forscher nicht unnötig in Betriebsamkeit auf internationalem Parkett bringen, sondern nur bei Aussicht auf Erfolg.

attempto!: Welches Gewicht haben internationale Rankings für die Attraktivität einer Universität?

Engler: Ein beachtliches Gewicht. Wir stellen im Ausland fest, dass unsere Gesprächspartner bestens informiert sind über das in solchen Rankings abgebildete Leistungspotenzial der Universität Tübingen. Ganz oben steht dabei die Frage, wo die Universität in internationalen Rankings rangiert und in welchen Bereichen sie Spitzenforschung betreibt. Früher wollten Hochschulen im Ausland grundsätzlich gern mit uns kooperieren, jetzt werden wir zunächst sehr intensiv geprüft. Es ist ganz und gar nicht mehr so, dass ausländische Kooperationspartner als Bittsteller bei uns auftreten; sie wollen vielmehr genau wissen, was wir zu bieten haben. Und gelegentlich sind dann eher wir die Bittsteller.

attempto!: Wie attraktiv ist Tübingen für Studierende, Doktoranden, Nachwuchswissenschaftler und Professoren aus dem Ausland?

Engler: Tübingen ist in vielen Bereichen als Forschungsstandort erster Güte bekannt, aber auch attraktiv, was die »soft factors« betrifft: ein lebens- und liebenswertes Umfeld, eine überschaubare und charmante Stadt. An einer hohen Lebensqualität sind Studierende und Wissenschaftler gleichermaßen interessiert. Die Universitäten im Ausland schätzen Tübingen jedenfalls als Austauschpartner und schicken ihre Studierenden sehr gerne zu uns. Hochkarätige Wissenschaftler sind ebenso bereit, Nachwuchswissenschaftler nach Tübingen zu schicken, insbesondere wenn sie die Expertise unserer eigenen Wissenschaftler gut kennen. Aber es wird auch hierbei genau geprüft, ob etwa in Tübingen die Laboreinrichtungen auf dem neuesten Stand sind und zukunftsweisende Forschung auf höchstem Niveau betrieben werden kann. Hier haben wir gewiss eine höhere »Bringschuld« als früher und müssen auch mehr mit unseren Ausstattungen für uns werben. Ein generell

guter Ruf reicht auf Promotionsebene allein nicht mehr aus. Der Wettbewerb ist härter geworden. Wir müssen die Standortfaktoren stärker in die Waagschale werfen. Außerdem müssen wir unsere internationale Sichtbarkeit durch geeignete Werbemaßnahmen ausbauen, um deutlich zu machen, wo in Tübingen Spitzenforschung betrieben wird. Ein wichtiges mittelfristiges Ziel ist es, 15 bis 20 Prozent der für fortgeschrittene Studierende aus dem Ausland relevanten Kurse auf Englisch anzubieten.

attempto!: Wie sieht es mit der Integration von ausländischen Gästen in Tübingen aus?

Engler: Da haben wir noch deutliche Schwachpunkte. Forscher werden in der Regel mit offenen Armen an ihrem Institut aufgenommen. Aber zuerst müssen sie unzählige bürokratische Hürden überwinden. Aus diesem Grund wollen wir ein »Welcome Center« einrichten, das Gastprofessoren, Doktoranden und auch Studierende bei ihren ersten Schritten im neuen Umfeld unterstützt, das ihnen gleichsam Mentoren



Foto: Albrecht

Das Sino-German University Presidents' Meeting 2009 an der Universität Tübingen: eine gute Gelegenheit, um strategische Forschungs Kooperationen einzugehen

zur Seite stellt, die sich abzeichnende Schwierigkeiten schnell beseitigen helfen. Wir müssen unsere Gäste allerdings auch schon im Vorfeld stärker »an die Hand nehmen«. Tübingen soll sich jedenfalls als Standort erweisen, der seine Gäste willkommen heißt.

attempto!: Wie können die sprachlichen und kulturellen Hürden für Wissenschaftler aus dem Ausland abgebaut werden?

Engler: Natürlich sind wir bemüht, sprachliche Hürden abzubauen. Wir schicken unsere Gäste aus dem Ausland etwa in Deutschkurse zu Goethe-Instituten, wo sie vor ihrem Eintreffen in Tübingen einen Monat lang Deutsch lernen. Auch das »Welcome Center« muss sich der Bewältigung der Sprachprobleme annehmen, zum Beispiel auch für Partner und Kinder der Gäste. Da wird sich viel entwickeln müssen; ein solches Servicepaket wird international erwartet.

attempto!: Was bietet die Uni Tübingen ihren deutschen Studierenden, die auch im Ausland studieren möchten?

Engler: Auf dieser Ebene ist Tübingen mit etwa 180 Partneruniversitäten in aller Welt hervorragend aufgestellt. Einschließlich der Erasmus-Programme erhöht sich die Zahl der Partner sogar auf rund 380. Eine große Rolle spielen in diesem Zusammenhang die mitunter sehr hohen Studiengebühren vieler renommierter Universitäten, etwa in den USA, aber auch in England, Australien oder Hongkong, die sich viele unserer Studierenden nicht leisten könnten. Durch unsere Austauschvereinbarungen können Tübinger Studierende allerdings im gewohnten Kostenrahmen auch an solchen Universitäten studieren. Jedes Jahr können wir auf diesem Weg unseren Tübinger Studierenden etwa drei Millionen US-Dollar an Studiengebühren bei Auslandsaufenthalten ersparen. Unsere vielen Partnerschaften und Austauschprogramme sind durchaus ein Pfund, mit dem wir bei den Studierenden wuchern können: Tübingen gehört in dieser Hinsicht zweifellos zu den besten drei oder vier Universitäten in Deutschland.

attempto!: Braucht die Universität Außenstellen im Ausland?

Engler: Jein. Nur Außenstellen um der Außenstellen willen, auf keinen Fall; das kostet zu viel Geld. Wir prüfen im Moment daher sehr vorsichtig die Möglichkeit von neuen Außenstellen oder Beteiligungen an solchen. Unser Eigeninteresse liegt in der gezielten Förderung Studierender vor Ort, so etwa beim »European Center for Chinese Studies« an der Beida Universität in Peking oder dem »Zentrum für Japanstudien« an der Doshisha University in Kyoto. Hier bieten wir unseren Studierenden ein optimales Studienprogramm an herausragenden Partneruniversitäten, das uns geradezu ein Alleinstellungsmerkmal verleiht. Wenn man in diesem Sinne von Außenstellen profitieren kann, ist es gewiss lohnenswert, sie einzurichten; aber nur dann. Zur Zeit prüfen wir daher auch die Einrichtung einer koreanischen Außenstelle in Seoul sehr genau und ohne überzogene Erwartungen.

attempto!: Sind die Mitarbeiter der Universität Tübingen ausreichend international orientiert oder müssten sie eventuell noch geschult werden?

Engler: Die meisten Forscher und Nachwuchsforscher sind international gut aufgestellt. Wir sind immer wieder überrascht, wie viele gut etablierte internationale Kontakte »auf Arbeitsebene« schon vorhanden sind. Gelegentlich stellen wir aber doch fest, dass Lehrende hier in Tübingen noch mehr Sensibilität für Studierende aus dem Ausland und ihre kommunikativen Gepflogenheiten oder Bedürfnisse entwickeln müssten. In den USA gibt es zum Beispiel deutlich mehr persönliche Ansprache für die Studierenden von Seiten des Lehrkörpers. Das ist bei uns so nicht üblich. In naher Zukunft sollen die Anstrengungen in diesem Bereich etwa mit Kursen zur interkulturellen Kompetenz im Hochschuldidaktikzentrum erhöht werden. Das Interesse an solchen Schulungen ist jedenfalls bei Lehrenden sehr groß.

Das Gespräch führten Gabriele Förder und Janna Eberhardt.

Foto: Albrecht



Vernetzen und an einem Strang ziehen: Strategische Forschungs Kooperationen mit Universitäten weltweit sind vorrangiges Ziel der Internationalisierung der Universität Tübingen.

Kennzahlen zur Internationalisierung der Universität Tübingen

- > 180 Partnerschaften mit Universitäten in 45 Ländern
- > 680 Vereinbarungen mit 380 Universitäten im Erasmusprogramm der EU
- > 50 Partnerschaften mit Hochschulen in Nordamerika: Tübinger Studierende sparen drei Millionen US-Dollar an Studiengebühren
- > 43 Prozent aller Tübinger Absolventen verbringen einen Teil ihres Studiums im Ausland
- > Zwei Zentren der Universität in Peking und Kyoto
- > Attraktivität für ausländische Wissenschaftler: bundesweit Rang 8 im Ranking der Alexander von Humboldt-Stiftung, Platz 7 im Ranking des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD)

Kaum das Zeugnis in der Hand, schon zur Abfahrt bereit: Die volkswirtschaftlichen Verluste, die durch die Abwanderung hochqualifizierter Absolventen ins Ausland entstehen, sind nur schwer zu beziffern.



Foto: Albrecht

Welchen Preis hat Internationalisierung?

Von Christian Arndt

Internationalität in Forschung und Lehre bringt der Volkswirtschaft viele Vorteile, könnte sie aber auch eine Stange Geld kosten – vor allem, wenn die hoch qualifizierte Elite nach dem Studium in Deutschland ins Ausland abwandert. Eine Studie des Instituts für Angewandte Wirtschaftsforschung (IAW) Tübingen soll Licht ins Dunkel des Braindrain bringen.

Hochqualifizierte Menschen sind eine wesentliche Grundlage für Innovation, Wachstum und das Entwicklungspotenzial von Staaten und Regionen. Ein dauerhafter Verlust an gut ausgebildeten Personen (*Braindrain*) kann somit die Entwicklungsperspektiven von Regionen gefährden. Daher stellt sich die Frage, wie hoch das künftige Migrationspotenzial und die möglichen Verluste (oder Gewinne?) aus dem Wanderungsverhalten sind.

Der Anteil der Bevölkerung zwischen 25 und 64 Jahren mit Hochschulabschluss liegt in Baden-Württemberg mit etwa 26 Prozent im Vergleich zu Bayern (24 Prozent), Nordrhein-Westfalen (20 Prozent) oder Deutschland insgesamt (24 Prozent) recht hoch. Im Vergleich mit den USA (39,5 Prozent) fällt die Akademikerquote in Baden-Württemberg dagegen eher gering aus.

Wie viele der Hochqualifizierten jedoch ab- und zuwandern, ist völlig unbekannt. Die augenblickliche Datenlage zum *Brain-drain* ist trotz dessen Bedeutung als Standortfaktor (noch wohlwollend ausgedrückt) als schwierig zu bezeich-

nen. Als mögliche Datenquelle kommt zunächst die Wanderungsstatistik des Statistischen Bundesamtes in Betracht. Diese erfasst grenzüberschreitende Fort- und Zuzüge. Leider wird dabei jedoch weder die (beabsichtigte) Dauer des Aufenthalts im Ausland noch die Qualifikation der Fort- und Zuziehenden erhoben. Somit gibt es von Seiten der amtlichen Statistik bisher keine zuverlässigen Informationen darüber, ob jemand nur vorübergehend zum Auslandsstudium Deutschland verlässt oder dauerhaft im Ausland bleibt. Diese Zusatzinformationen sind jedoch für eine Bewertung der regelmäßig publizierten und ansteigenden Abwanderungszahlen und der Einschätzung möglicher gesellschaftlicher Kosten des *Brain-drain* dringend notwendig.

Ziel einer vom Landeswirtschaftsministerium in Stuttgart in Auftrag gegebenen IAW-Studie ist es deshalb, etwas Licht in dieses Dunkel zu bringen. Um unter anderem das Potenzial der zukünftigen Abwanderung abschätzen zu können, wurden gegen Ende des Wintersemesters 2008/09 und am Anfang des



Foto: Albrecht

Christian Arndt

ist Professor für Volkswirtschaftslehre und Empirische Wirtschaftsforschung an der Hochschule für Wirtschaft und Umwelt Nürtingen und Research Fellow am Institut für Angewandte Wirtschaftsforschung (IAW) in Tübingen. Dort war er auch von Mai 2002 bis August 2009 als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Projektleiter tätig. Die IAW-Studie wird unter www.iaw.edu publiziert.

Sommersemesters 2009 insgesamt über 1 200 zukünftige Absolventen baden-württembergischer Hochschulen repräsentativ befragt. Unter den Befragten waren auch etwa 300 Studierende der Universität Tübingen.

Die Hochrechnungen ergeben, dass es in Baden-Württemberg rund 71 Prozent der Studierenden in den höheren Semestern für möglich oder wahrscheinlich halten, für eine gewisse Zeit oder sogar für immer ins Ausland auszuwandern. Ganz sicher sind sich allerdings nur 3,8 Prozent. Bemerkenswert ist, dass hochgerechnet etwa 32 Prozent aller künftigen Absolventen nach einer möglichen temporären Abwanderung auf jeden Fall wieder nach Deutschland zurückkehren wollen. Rund 24 Prozent aller Studierenden halten es dagegen aber auch durchaus für möglich, für immer im Ausland zu bleiben.

Schwierig zu beziffern

In der Stichprobe waren sowohl Hochschulen als auch Universitäten sowie mit Ausnahme der Theologie alle Studienbereiche vertreten. Bei der schriftlichen Befragung der Studierenden vor Ort in den Hörsälen konnte mit einer Rücklaufquote von mehr als 95 Prozent eine hohe Qualität der Daten erreicht werden. Während bereits das aktuelle Ausmaß des *Braindrain* und dessen künftiges Potenzial nur mit großer Unsicherheit zu beziffern sind, erscheint es kaum möglich, die gesamtwirtschaftlichen Kosten und den Nutzen der Migration zu benennen.

Auf der Kostenseite zeigt sich, dass die Ausgaben für Hochschulen je Studierendem in Deutschland im Rechnungsjahr 2005 rund 11 900 Euro betragen. Baden-Württemberg gab nach Angaben des Statistischen Bundesamtes überdurchschnittliche 13 700 Euro aus. Im Vergleich zwischen den Fächergruppen unterscheiden sich die Kosten teilweise erheblich. Die laufenden Grundmittel für Lehre und Forschung betragen an einer Universität in Baden-Württemberg für einen Bachelor der Sprach- und Kulturwissenschaften durchschnittlich 9 600 Euro, in den Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften 7 600 Euro, in der Humanmedizin beziehungsweise den Gesundheitswissenschaften dagegen 77 600 Euro.

Der gesamtwirtschaftliche »Nutzen« (von dem Ökonomen gerne sprechen), der einer Volkswirtschaft entgeht, wenn ein Hochqualifizierter abwandert, ist noch schwieriger zu beziffern. Insbesondere ist zu bedenken, dass wesentliche Teile dieses Nutzens aus indirekten Effekten bestehen. Das durchschnittliche Bildungsniveau kann sich nicht nur auf die Versorgungs- und Lebensqualität des Einzelnen, sondern über die gesamtwirtschaftliche Produktivität am Ende auch auf den individuellen erwarteten Lohn auswirken.

Schließlich könnte man auch Steueraufkommenseffekte betrachten. Als »fiskalische Externalität« eines Hochqualifizierten wäre dann der Überschuss an Steuern und Sozialabgaben über die in Anspruch genommenen öffentlichen Leistungen und Sozialleistungen zu verstehen.

Einfachen Beispielrechnungen des Münchner ifo Instituts liegt der exemplarische Lebenslauf einer Ärztin zu Grunde (keine Kinder, Abschluss des Studiums mit 26 Jahren, kein Bafög, mit 48 Jahren Oberärztin sowie auch weitere Annahmen). In diesem Fall summiert sich die Externalität auf 639 200 Euro. Der fiskalische Verlust im Fall einer Abwanderung im Anschluss an die in Deutschland absolvierte Ausbildung – hier fallen die Kosten für die Ausbildung an, der fiskalische Ertrag kommt jedoch nicht zum Tragen – beläuft sich auf etwas über eine Million Euro. Im Fall eines ebenfalls betrachteten Facharbeiters sind es immerhin noch etwa 280 000 Euro.

Jedoch verdeutlichen solche Beispielrechnungen eher die Spannweite möglicher fiskalischer Effekte, als ihr wahres Ausmaß zu konkretisieren. Dafür wären präzisere Simulationsmodelle unter Beachtung der Netto-Fortwanderung, also dem Saldo aus Fort- und Zuwanderung, sozio-demografischer Bevölkerungsgruppen notwendig.

Die künftigen baden-württembergischen Absolventen jedenfalls, von denen ohnehin ein beträchtlicher Teil auf jeden Fall wieder nach Deutschland zurückkehren möchte, gaben als wichtigsten Grund für die mögliche oder geplante Abwanderung in rund 19 Prozent der Fälle und somit am häufigsten die »Neugier auf kulturellen oder beruflichen Austausch« an. Erst an vierter Stelle folgt das eher mit einem permanenten Aufenthalt im Ausland verbundene Motiv des erwarteten Einkommens und der Karrierechancen (etwa 16 Prozent).

Gesamtgesellschaftlicher Nutzen

Die Auswertung nach Studienfachgruppen ergibt, dass die größten Anteile an sicheren Auswanderungsvorhaben in den sprach- und kulturwissenschaftlichen Studiengängen (13 Prozent), in den Wirtschaftswissenschaften (acht Prozent), in den Sozial-, Politik- und Verwaltungswissenschaften (sieben Prozent) sowie in den Ingenieurwissenschaften und der Informatik (sechs Prozent) zu finden sind. Beispiele für besonders wichtige Faktoren bei der Entscheidung zu emigrieren sind soziale Kontakte, Freunde und Partner.

Insgesamt zeigen die Auswertungen also, dass durchaus Abwanderungspotenzial vorhanden ist. Der gleichzeitig hohe Anteil der potenziellen Rückkehrer, die wichtigsten Motive hinter den beabsichtigten Auslandsaufenthalt sowie die Konzentration auf bestimmte Fächergruppen deuten jedoch darauf hin, dass die gesamtgesellschaftlichen Kosten der Emigration zu relativieren sind. Mit dem Ziel vor Augen, später einmal ins Ausland zu gehen, mag mancher Student effizienter studieren. Bleibt er dann doch in Deutschland, sollte die Nutzendifferenz positiv ausfallen. Insbesondere ist der gesamtgesellschaftliche Nutzen eines Hochqualifizierten nach der Rückkehr von einem temporären Auslandsaufenthalt typischerweise höher, als er ohne diese »Humankapital-spritze« gewesen wäre.



Foto: Auswärtiges Amt

»Wissenswelten verbinden«: Auftaktveranstaltung der »Initiative Außenwissenschaftspolitik« des Auswärtigen Amtes in Berlin Anfang 2009

Deutsche Wissenschaft und Forschung weltweit vernetzen

Von Martin Kobler

Um den Herausforderungen der Zukunft in einer globalisierten Welt erfolgreich zu begegnen, müssen Wissen, Knowhow und Kreativität weltweit vernetzt werden. Die Außenwissenschaftspolitik ist ein neues Instrument, das diesem Ziel dient.

Außenpolitik und Wissenschaft scheinen auf den ersten Blick wenig gemein zu haben. Ein zweiter Blick lässt aber erkennen, dass sich ihre Ziele und Instrumente sehr wohl überschneiden, sich gleichen und gegenseitig unterstützen. Heutzutage sind nahezu alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens in einen globalen Kontext eingebunden und von Entwicklungen weltweit beeinflusst. Die großen Herausforderungen im 21. Jahrhundert – wie Bevölkerungswachstum und Armut, wachsende Migrationsströme oder Klimawandel – machen nicht an unseren Grenzen halt: Wie wir globale Erwärmung verlangsamen können, wie wir neue Energiequellen entwickeln und effizient zum Einsatz bringen oder wie wir mit den Errungenschaften des Fortschritts unsere Umwelt möglichst wenig belasten – all das sind Fragen, die wir nur durch grenzüberschreitende Zusammenarbeit lösen können.

Ein weiterer globaler Faktor kommt hinzu: Nie zuvor stand der Menschheit so viel Wissen zur Verfügung wie heute. Die für eine Gesellschaft so wichtigen Ressourcen wie Bildung, Kreativität und Knowhow sind weltweit vorhanden. Um sie zu verknüpfen und nutzbar zu machen, bedarf es der globalen

Interaktion, des Austauschs über Erkenntnisse, Erfahrungen und Ideen. Dies ist die Grundlage für den Zugewinn an Wissen und für Fortschritt in einer globalisierten Welt.

Wissenswelten verbinden

Unsere Gesellschaft ist heute daher auf eine Wissenschaft angewiesen, die nach außen gerichtet und verflochten ist. Sie muss die Interaktion und die Kooperation mit internationalen Partnern suchen und eingehen. Wissenschaftler und Wissenschaftszentren auf der ganzen Welt müssen sich vernetzen und in geregelten Bahnen den freien Verkehr von Informationen, Erfindungen und Technologien ermöglichen.

Die Förderung der akademischen Beziehungen mit dem Ausland ist seit jeher fester Bestandteil der Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland. Während wir im Bereich der Außenwirtschaftsförderung den Handel mit »hardware« ausbauen, setzt die Außenwissenschaftspolitik auf den Austausch der »software«, die in einer modernen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft immer wichtiger wird. So werden ausländische Nachwuchs- und Spitzenwissenschaftler durch das Auswärtige Amt und seine Partnerorganisationen – insbeson-



Ministerialdirektor Martin Kobler

ist Leiter der Kultur- und Kommunikationsabteilung des Auswärtigen Amtes. Der Jurist war von 2000 bis 2003 Leiter des Ministerbüros im Auswärtigen Amt und danach Deutscher Botschafter in Kairo und Bagdad.

dere den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) und die Alexander von Humboldt-Stiftung – unterstützt, nach Deutschland zu kommen und ihr Wissen und ihre Erfahrungen hier einzubringen und zu erweitern. Nachdem die Zahl ausländischer Studierender und Wissenschaftler in Deutschland in den vergangenen Jahren deutlich gestiegen ist, zielen wir nun verstärkt darauf ab, deren Studien- und Forschungserfolg durch verbesserte Betreuung und Integration zu sichern.

Der zunehmende Wettbewerb auf dem globalen Bildungsmarkt verlangt jedoch, sich nicht auf dem Erreichten – Deutschland zählt zu den drei attraktivsten Studienstandorten weltweit – auszuruhen. Deshalb hat die Bundesrepublik Deutschland mit der »Initiative Außenwissenschaftspolitik 2009« ihr bisheriges Engagement noch einmal ausgeweitet. Seit langem bestehende und bewährte Instrumente der akademischen Zusammenarbeit bauen wir unter dem Motto »Wissenswelten verbinden« aus und ergänzen sie durch neue Maßnahmen.

Studierende aus Konfliktländern

Für ausländische Studierende und Wissenschaftler wurden neue Stipendienprogramme geschaffen. Zum Beispiel haben deutsche Hochschulen die Möglichkeit, mit Stipendien Studierende aus Konfliktländern zu gewinnen. Sie werden in einschlägigen Studienprogrammen nach den Prinzipien guter Regierungsführung weiter qualifiziert. In einer praxisorientierten Ausbildung rüsten sie sich für ihre spätere berufliche Tätigkeit in Politik, Recht und Verwaltung in ihren Heimatländern.

Neben der Förderung Einzelner – der »besten Köpfe weltweit« – steht der Ausbau wissenschaftlicher Strukturen im Zentrum unserer Aufmerksamkeit. Unsere Wissenschaft kann nicht nur von Deutschland aus operieren, sondern muss zugleich weltweit an Schlüsselstandorten präsent sein. Deshalb bereiten wir gegenwärtig die Gründung deutscher Wissenschafts- und Innovationshäuser an fünf ausgewählten Standorten im Ausland – Neu-Delhi, New York, Moskau, São Paulo und Tokyo – vor. Deutsche Wissenschaftsorganisationen, Hochschulen, aber auch die forschende deutsche Wirtschaft sind eingeladen, unter ein gemeinsames Dach zu ziehen und die Expertise unseres Landes weltweit sichtbar und greifbar zu machen. Ein weiteres Kernelement unserer Initiative sind die »Exzellenzzentren in Forschung und Lehre« – Partnerschaften zwischen einer deutschen und einer ausländischen Hochschule. Vier Kooperationen in Russland, Thailand, Chile und Kolumbien wurden ausgewählt, um exzellente Wissenschaftler und Spitzenforschung im Ausland mit den Hochschulen in Deutschland zu vernetzen.

All dies zeigt aber auch: Die Internationalisierung der Wissenschaft ist ein autonomer Prozess. Denn es sind die wissenschaftlichen Einrichtungen, die Studierenden und die

Wissenschaftler selbst, die sich internationale Partner suchen und mit ihnen in Austausch treten, die sich neue Ziele und Standorte erschließen. Die Universitäten und Forschungseinrichtungen erkennen die Notwendigkeit der grenzüberschreitenden Kooperation und setzen sie deutlich sichtbar in der Praxis um: Sie bauen ihre Zusammenarbeit mit Partnerinstitutionen im Ausland aus, gründen Zweigstellen im Ausland, verstärken ihre weltweite Präsenz. Aber auch die internationale Mobilität des Einzelnen – ob Studierender oder Wissenschaftler – ist heute keine Besonderheit mehr, sondern längst Alltag in einer wissenschaftlichen Karriere. Diese Mobilität gilt es zu sichern – sie ist Voraussetzung für den Austausch, das Treffen von Angesicht zu Angesicht, für den gemeinsamen Diskurs und das Miteinander-Arbeiten. Die Politik will und kann diesen Prozess nur begleiten und unterstützen, indem sie Rahmenbedingungen und Anreize zum Ausbau der Internationalität schafft.

Mit dieser Ausrichtung unserer Außenwissenschaftspolitik stehen wir nicht allein. Auch in anderen Ländern – darunter »Schwergewichte« der Wissenschaft wie die USA, Großbritannien, Japan oder Frankreich – verstärken Regierungen und Wissenschaftsorganisationen ihre Bemühungen zur Internationalisierung. Hier wie dort stehen die gemeinsame Beantwortung globaler Fragen, der Ausbau der Entwicklungszusammenarbeit zur Stabilisierung von Ländern und Regionen und nicht zuletzt die Stärkung der Innovationsfähigkeit des eigenen Landes im Mittelpunkt der Bemühungen.

»Unsere Wissenschaft kann nicht nur von Deutschland aus operieren, sondern muss zugleich weltweit an Schlüsselstandorten präsent sein.«

Gleichermaßen bedeutend ist für uns die gesellschaftsverbindende Wirkung, die mit wissenschaftlichen Partnerschaften und Austausch einhergeht. Alexander von Humboldt beschrieb es in dieser Hinsicht ganz treffend: »Die gefährlichste aller Weltanschauungen ist die der Leute, welche die Welt nie angeschaut haben.« Dies trifft auch heute noch zu. Die persönlichen Beziehungen zwischen in- und ausländischen Wissenschaftlern, die Kenntnisse des Partnerlandes, dessen Sprache und Kultur – all dies schafft Verständnis und Verständigung zwischen den Menschen, den Gesellschaften und Ländern. Kein anderer Politikbereich erreicht die Köpfe und Herzen der Menschen unmittelbarer und nachhaltiger. Dies macht die Wissenschaft zu einer wichtigen Stütze unserer Außenpolitik zu Beginn des 21. Jahrhunderts, in der sich mit Mitteln der gegenseitigen Verflechtung und des Austausches Menschen, Gesellschaften und Staaten annähern.

Mit fremdem Pass an deutschen Hochschulen: Gefragt ist ein emotionales Klima, in dem sich die Gäste willkommen, respektiert und akzeptiert fühlen.



Fotos: Albrecht

Vorn dabei, aber (noch) nicht Spitze

Von Christian Bode

Im Wettbewerb um kluge Köpfe auf dem internationalen Bildungsmarkt liegen die USA und Großbritannien an der Spitze. Deutschland hat aufgeholt, aber weniger als die Hälfte der Studierenden aus dem Ausland schließen ihr Studium hier auch ab.

Um hochqualifizierte Studierende und Wissenschaftler ist inzwischen ein regelrechter »war on talents« entbrannt, der freilich mit friedlichen Mitteln wie Hochglanzbroschüren, schmucken Websites, Messen, »Road Shows«, attraktiven Zulassungskonditionen, Stipendien und Gebührenerlassen, Rankingplätzen und erleichterten Arbeits- und Einwanderungsmöglichkeiten geführt wird. Auf diesem schnell wachsenden internationalen Bildungsmarkt geht es den einen um Gebühren und Einnahmen (10 Milliarden US-Dollar in den USA, 2,5 Milliarden Pfund in Großbritannien), den anderen genügt die Internationalisierung ihres Campus und der Reputationsgewinn als internationaler Gastgeber. Wieder anderen ist der Gewinn wissenschaftlicher Nachwuchskräfte für die eigene Forschung wichtig. Immer mehr Staaten mischen sich mit aktiver Rekrutierungspolitik und entsprechenden Förderprogrammen ein, neuerdings auch frühere Entsendestaaten wie China, Japan, Malaysia und Korea, um ihren Einfluss auf die künftigen Führungseliten zu sichern, den eigenen Fachkräftebedarf zu decken (in Europa fehlen angeblich in den nächsten zehn Jahren 700 000 Ingenieure) oder aber wirtschaftliche Partner für die eigene Exportindustrie zu gewinnen. Im Windschatten dieser utilitaristischen

Antriebe gibt es auch noch, eher verschämt, altruistische Motive wie die Aufbauhilfe für Entwicklungsländer, die gemeinsame Lösung globaler Probleme, das Erziehungsideal eines toleranten Weltbürgers und das Bemühen um Völkerverständnis, das neuzeitlich als »Kulturdialog« firmiert. Marktführer in diesem Wettbewerb sind, in absoluten Zahlen, die USA, die nach dem Rückschlag von 9/11 wieder stark steigenden Zustrom verbuchen. Noch erfolgreicher, in relativen Zahlen, ist Großbritannien und am aggressivsten wohl Australien (»education is our biggest growth industry«), alle mit dem Vorteil der englischen Muttersprache, mit hohen Studiengebühren und daraus (teil-)finanzierten Stipendien für die Besten und genug professionellem Personal für Werbung, Betreuung und Nachbetreuung (Alumni), das sich weitgehend aus den Erträgen refinanziert. Deutschland – vor hundert Jahren noch eine allererste Adresse – hat in der Wiederaufbau- und Expansionszeit nach dem Krieg diesen »Markt« lange vernachlässigt und ausländische Studierende eher als belastende Kostgänger empfunden. Das änderte sich Mitte der neunziger Jahre mit den großen geopolitischen Veränderungen (Mauerfall und »asiatische Tiger«), mit dem ex-



Dr. Christian Bode

ist seit 1990 Generalsekretär des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD), davor war der Jurist ab 1982 Generalsekretär der Westdeutschen Rektorenkonferenz (jetzt Hochschulrektorenkonferenz, HRK).

ponentiellen Wachstum des Welthandels (Globalisierung), dem Aufkommen der neuen Medien und Kommunikationstechniken, der Modernisierungspolitik der Europäischen Union (»most competitive knowledge based economy«) – alles Entwicklungen, die schließlich (auch) in eine zunehmend heftigere Debatte um den Studien- und Wissenschaftsstandort Deutschland führten. Der DAAD entwickelte ein professionelles internationales Hochschul-Marketing (»Hi Potentials!« – »Qualified in Germany« – »Land der Ideen«) und gründete, gemeinsam mit der Hochschulrektorenkonferenz (HRK), dafür ein eigenes Konsortium (»GATE-Germany«), dem inzwischen über 100 Hochschulen angehören. Ein dem amerikanischen TOEFL ähnlicher standardisierter Deutschtest (»TestDaF«), der im In- und Ausland an über 400 Stellen abgelegt werden kann und von allen Hochschulen anerkannt wird, sowie die Gründung einer Anlaufstelle für ausländische Bewerber »uni-assist« in Berlin, die leider bisher nur von gut hundert Hochschulen genutzt wird, haben die Bewerbung an deutschen Hochschulen kundenfreundlicher, kalkulierbarer und verlässlicher gemacht. So stieg die Zahl der ausländischen Studierenden von 1995 bis 2008 um 65 Prozent auf 233 000 (sogenannte »Bildungsinländer« mitgerechnet). Die Zahl der jährlichen Neuzulassungen von Ausländern wuchs auf über 60 000. Damit belegen wir in etwa gleichauf mit den französischen Nachbarn den dritten Platz in der Weltrangliste der Gastgeberländer. Allerdings ist dieser rapide Anstieg in den letzten Jahren abgeflacht und einer Stagnation gewichen, die teils in einem Rückgang der Bewerberzahlen, teils in selektiverer Zulassungspraxis der Hochschulen ihren Grund finden mag.

»Deutschland – vor hundert Jahren noch eine allererste Adresse – hat in der Wiederaufbau- und Expansionszeit nach dem Krieg diesen »Markt« lange vernachlässigt und ausländische Studierende eher als belastende Kostgänger empfunden.«

Vielleicht hat dieser Rückgang aber auch etwas mit der geringen Quote erfolgreicher Studienabschlüsse von Ausländern in Deutschland zu tun, die nach einer Studie des Hochschul-Informations-Systems (HIS) unterhalb von 50 Prozent angesetzt werden muss (verlässliche Zahlen gibt es mangels Studienverlaufsdaten nicht). Auch wenn man in Rechnung stellt, dass nicht jeder immatrikulierte Ausländer einen Abschluss anstrebt und nicht hinter jeder vorzeitigen Exmatrikulation ein Misserfolg steht, so ist diese Quote doch alles andere als ein Werbeargument und allemal Grund für unsere Hochschulen, der Situation im eigenen Hause auf den Grund zu gehen. Der DAAD hat dafür gemeinsam mit HIS das nötige Instrumentarium entwickelt. Auch ohne solche vertiefenden Untersuchungen wissen wir um typische Schwachstellen, die überwiegend dem Thema »Betreu-

ungskultur« zuzurechnen sind. Das beginnt bei verständlichen mehrsprachigen Informationen, rechtzeitiger Beantwortung von Anfragen, kundenorientierter Zulassungsprozedur (gelegentlich ein bürokratischer Albtraum!) und transparenter Auswahlentscheidung und geht über Einführungs- und Orientierungsveranstaltungen, soziale, fachliche und sprachliche (studienvorbereitende und -begleitende) Betreuung und Studienberatung bis hin zu besonderen Hilfen in der Abschlussphase des Studiums, bei Praktikums- und Jobsuche (»Career Placement«) und zu einem gegebenenfalls lebenslangen Alumni-Kontakt. Vieles ist hier in den letzten Jahren besser geworden, auch dank der vielen Millionen Euro, die der DAAD aus Mitteln des Auswärtigen Amtes und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) teils nach vereinbarter Formel verteilt (Stipendien- und Betreuungsprogramm STIBET), teils im Ideenwettbewerb auslobt (Preis des Auswärtigen Amtes für exzellente Betreuung ausländischer Studierender an deutschen Hochschulen, BMBF-Programm zur Förderung der Internationalisierung an den deutschen Hochschulen – PROFIS – und Programm zur Förderung der Integration ausländischer Studierender – PROFIN). Auch wird die stärkere Strukturierung der Bachelor-Master-Studiengänge und der Promotionen (Graduiertenschulen et cetera), wenn richtig dosiert, unsere internationale Attraktivität erhöhen. Dennoch bleibt viel zu tun, wenn wir mit der schärfer werdenden internationalen Konkurrenz mithalten wollen. Am Wissen und am Wollen der Beteiligten, insbesondere der »Akademischen Auslandsämter« (besser: »international offices«) liegt es sicher nicht, eher schon an fehlenden Mitteln, gelegentlich auch an mangelnder Aufmerksamkeit und Wertschätzung von Seiten der Hochschulleitungen und Dekanate. Nicht jede Abhilfe kostet Geld, manches lässt sich gar durch Geld nicht beheben. Unsere DAAD-Stipendiaten, wiewohl durch Auswahl, Betreuung und Finanzierung privilegiert und zu rund 95 Prozent mit ihrem Deutschlandaufenthalt zufrieden oder sehr zufrieden, benennen als größtes Manko regelmäßig von neuem den unzureichenden und jedenfalls schwierigen Kontakt mit den deutschen Kommilitonen und mit der Gesellschaft außerhalb der Universität, wobei sich das Bild parallel zur Hautfarbe verdunkelt. Keine Frage – und doch immer noch weit unterschätzt: Ein emotionales Klima, in dem sich der internationale Gast willkommen, respektiert und akzeptiert fühlen kann, ist für den langfristigen Ertrag des Ausländerstudiums mindestens ebenso wichtig wie die Qualität der fachlichen Ausbildung. Gerade mit diesen »weichen« Faktoren punkten oftmals unsere amerikanischen und englischen Konkurrenten und verführen viele unserer besten Stipendiaten zum Bleiben. Es gibt für solche Kultur auch an deutschen Hochschulen viele hervorragende Beispiele, wie wir aus unserer jährlichen Preisverleihung wissen. Wenn es gelingt, diese »best practice« auf breiter Front zur Regel zu machen, brauchen wir uns um unseren Platz im Wettbewerb um kluge Köpfe kaum zu sorgen.

Dr. Rolf Hoffmann ist Geschäftsführender Direktor der German-American Fulbright Commission in Berlin, die den transatlantischen Wissenschaftsaustausch unterstützt. Er studierte an der Duke University und in Tübingen Biologie und arbeitete unter anderem auch bei der Alexander von Humboldt-Stiftung, beim DAAD und bei GATE Germany, dem deutschen Konsortium für internationales Hochschulmarketing.



Foto: privat

Wettbewerb um die besten Köpfe

Zwischen Kooperation und Konkurrenz – wie können sich international ambitionierte Hochschulen in diesem Strategiekonflikt behaupten? Die *attempto!*-Redaktion fragte Dr. Rolf Hoffmann, Exekutive Director der Fulbright Commission, zu notwendigen Maßnahmen und aktuellen Entwicklungen in Europa und den USA.

attempto!: Die USA gelten seit langem als ungekrönter Weltmeister beim Anwerben von Studierenden aus aller Welt, obwohl die Studiengebühren sehr hoch sind. Was macht dieses Land so attraktiv, was ist das Erfolgsrezept?

Hoffmann: Es ist richtig, dass die USA sehr erfolgreich sind: Bis vor wenigen Jahren zogen sie 30 Prozent aller internationalen Studierenden an, heute sind es immerhin noch 22 Prozent. Das sind zum einen Bachelor-Studenten, insbesondere aus den asiatischen Ländern. Zum zweiten sind es sehr viele Studierende im Graduate-Bereich, die dann auch aktiv in der Forschung mitarbeiten. Es gibt deutliche Gründe, warum das auch für europäische Studierende nach wie vor sehr attraktiv ist: Amerikanische Hochschulen haben im Schnitt ungefähr zweieinhalb Mal so viele Mittel zur Verfügung wie zum Beispiel deutsche Hochschulen. Das liegt daran, dass die Forschungsmittel in den USA ausschließlich in die Hochschulen und nicht in außeruniversitäre Forschungseinrichtungen fließen. Das Betreuungsverhältnis und der Service sind deshalb viel besser, die Labore sind besser ausgestattet. Und ein ganz wichtiger Punkt: Es gibt Stipendien für die Besten. Die allermeisten Doktoranden aus dem Ausland studieren in den USA mit vollen Stipendien, das heißt, sie zahlen überhaupt nichts drauf, wenn sie dort einen Ph. D. anstreben.

Sie haben den Rückgang von 30 Prozent auf 22 Prozent erwähnt, das heißt, andere Regionen holen auf.

Ja, es holen andere Regionen ganz stark auf, vor allem Europa: Zweitstärkstes Nehmerland dieser weltweit mobilen Studierenden ist Großbritannien mit 14 Prozent, es folgen Deutschland und Frankreich mit je zehn Prozent. Wir haben ferner eine ganz starke Tendenz europäischer Studierender selbst, als Zielland auch ein europäisches Land zu wählen. Die USA waren für deutsche Studierende vor zehn Jahren an erster Stelle und sind heute auf Platz vier. Nummer eins für deutsche Studierende sind mittlerweile die Niederlande. Europäische Hochschulen werden zunehmend attraktiver, auch für Studierende aus Asien.

Wie steht Deutschland in diesem Wettbewerb da?

Deutschland ist besonders attraktiv, weil es im Rahmen des Bologna-Prozesses jetzt Studiengänge anbietet, die international übersetzbar sind, mit Abschlüssen, die verständlich sind. Deutschland hat zum Zweiten weltweit einen sehr guten Ruf als Wissenschaftslandschaft. Es hat relativ niedrige Studienkosten im Vergleich zu anderen Ländern. Es ist ein relativ sicheres Land – und Deutschland hat, wie viele andere europäische Länder auch, eine wachsende Zahl von englischsprachigen Studiengängen mit internationalen Abschlüssen. Last but not least hat etwa auch die Exzellenzinitiative den Markt aufge-

mischt. Es gibt einen Wettbewerb um Mittel, um Qualität, um die besten Köpfe – gerade auch bei den Studierenden –, und das spricht sich herum.

Die Bedeutung von »internationalem Marketing« wird immer stärker betont. Was müssen deutsche Universitäten tun, um noch erfolgreicher zu werden?

Der wichtigste Faktor ist sicherlich die Definition der eigenen Mission. Welche Rolle spielt eine Hochschule in ihrer Umgebung, in der nationalen Landschaft und international? Welche Nische kann sie besetzen? Welche Stärken, welche Schwächen hat sie? Und wie kann sie die Stärken ausnutzen, um attraktiver zu werden? Das Zweite ist Werbung für sich selbst zu machen, um diese Stärken herauszustellen, beispielsweise die Qualität des Angebots, die Betreuung und Dienstleistungen, eine gute Absolventenrate, innovative Lehrkonzepte und so weiter. Diese Botschaft sollte durch ein Netzwerk von Alumni, Freunden und Partnerschaften in alle Welt hinausgetragen werden.

Das Interesse von deutschen Nachwuchswissenschaftlern an den USA ist rückläufig. Kann man das beziffern und worin liegen die Gründe?

Die Zahl von Wissenschaftlern aus Deutschland, nicht nur im Nachwuchsbereich, hat sich in den letzten Jahren in den USA nicht verändert. Die Gesamtzahl ausländischer Wissenschaftler in den USA ist aber in der gleichen Zeit deutlich gestiegen. Mit anderen Worten: Der relative Anteil deutscher Wissenschaftler in den USA nimmt ab. Ein wesentlicher Grund dafür ist sicherlich die Möglichkeit, auch mit anderen Ländern, beispielsweise in Asien und Lateinamerika, erfolgreicher als früher zu kooperieren. Die europäischen Rahmenprogramme haben sicherlich dazu beigetragen, die Bedingungen in Europa attraktiver zu machen. Vieles läuft heute auch über Internet oder kurzfristige Aufenthalte von wenigen Wochen. Der Bedarf für solche Programme steigt seit Jahren stetig an. Insbesondere für die Geistes- und Sozialwissenschaften gab es bis vor kurzem ferner eine gewisse Hemmschwelle, längerfristig in die USA zu gehen in einer Zeit, in der wir politisch, wie man so schön sagt, »not on the best terms« waren. Das mag sich jetzt mit der neuen Regierung wieder ändern.

Ein zentraler Begriff in den internationalen Beziehungen ist: *cooptition*. Was versteht man eigentlich genau darunter und welchen Stellenwert hat diese Konstellation?

Cooptition ist ein Mischbegriff aus den Worten *cooperation* und *competition* und bezeichnet genau den Strategie-Konflikt, den international agierende Hochschulen in Bezug auf ihre Internationalisierung haben: einerseits den Bedarf an Austauschprogrammen, Mobilität und internationaler wissenschaftlicher Kooperation zu decken und andererseits das Bemühen, gleichzeitig attraktive Studierende anzuwerben und sie als

eigene Leistungsträger möglichst bis zur Promotion zu halten. Es gilt im globalen Bildungsmarkt mehr denn je das Primat des Wettbewerbs um die besten Köpfe. Zukünftig werden deshalb, um beide Ziele zu berücksichtigen, immer häufiger einerseits kurzfristige Maßnahmen, andererseits klar strukturierte Studien- oder Forschungsaufenthalte innerhalb einer institutionellen Partnerschaft an Bedeutung gewinnen, die beides, nämlich Auslandserfahrung und Kooperation einerseits und die Sicherheit der Rückkehr andererseits, vermitteln. Dazu bieten sich sogenannte *joint degree* oder *double degree programs* zweier Universitäten an. Es gilt, letztendlich einen Rahmen zu finden, in dem man die Internationalisierung tatsächlich umsetzt und nicht die besten Leute genau durch diese Maßnahmen verliert. Dies ist eine ausgeprägte Angst amerikanischer Hochschulen, die noch viel mehr Geld als deutsche Hochschulen – und zwar meist eigenes, nichtstaatliches Geld, das eingeworben werden muss – in die einzelnen Doktoranden investieren. Deshalb tun sich die USA bisher so schwer, insbesondere fortgeschrittene Doktoranden längerfristig ins Ausland zu schicken – sie holen das Ausland in Gestalt der besten Köpfe lieber zu sich und internationalisieren damit ihre Hochschule – eine sehr modifizierte Vorstellung von internationaler Kooperation.

Wenn wir gerade bei Förderprogrammen sind: Wie sehen internationale Förderprogramme der Zukunft aus?

Innovative Förderprogramme der Zukunft müssen diesen Begriff *cooptition* umsetzen, und zwar im Interesse sowohl der beteiligten Hochschulen als auch der geförderten Studierenden. Sie müssen zudem inhaltlich bedarfsgerecht und sehr flexibel sein und vor allem den Studierenden die Möglichkeit geben, schnell und flexibel zu disponieren oder umzudisponieren, zum Beispiel Summer Schools, Internships oder ganz spezifisch auf Mobilität zugeschnittene Studienmodule. Es müssen innovative Programme sein, die Nischen besetzen wie die Programme, die wir gerade bei Fulbright neu eingerichtet haben für Studierende mit Migrationshintergrund. Diese gehen viel zu wenig ins Ausland im Verhältnis zu ihrem Anteil an der Gesamtstudierendenzahl. Erst über Sommerschulen, die wir speziell eingerichtet haben, zeigen sie nun großes Interesse, auch an regulären Austauschmaßnahmen teilzunehmen. Und die Programme müssen letztendlich auch für den Arbeitsmarkt attraktiv sein. Die Gesellschaften ändern sich schnell, Berufsbilder ändern sich noch schneller, die Aufgaben der Hochschulen haben sich längst geändert: Das müssen zukünftige Programme berücksichtigen und genau für dieses Szenario die richtigen Pakete zur richtigen Zeit anbieten. Die wichtigste unmittelbare Maßnahme freilich wäre die Einführung eines vierten Bachelor-Jahres – nur dann gibt es wieder genügend Zeit für Studierende, an solchen Förderprogrammen überhaupt teilzunehmen.

Das Gespräch führte Michael Seifert.



Andrea Santangelo

Foto: Albrecht

Warum es drei aus aller Welt nach Deutschland zog

Von unseren Redaktionsmitgliedern

Der Anteil internationaler Professoren an deutschen Hochschulen beträgt drei Prozent. In Tübingen kommen derzeit 23 Professorinnen und Professoren aus dem Ausland, das sind immerhin acht Prozent (ohne Medizin). Die *attempto!*-Redaktion hat drei von ihnen nach den Erfahrungen gefragt, die sie an einer deutschen Universität machen.

Von der Hochenergieastrophysik nach Tübingen gelockt

»Ich bin nicht nach Deutschland gezogen, ich bin nach Tübingen gezogen.« – **Andrea Santangelo** macht unmissverständlich klar, dass es die attraktive Stelle als Leiter der Arbeitsgruppe Röntgen- und Gamma-Astronomie am Institut für Astronomie und Astrophysik war, die ihn im September 2004 von Palermo nach Tübingen gelockt hat. Dies sei die einzige Professur in ganz Deutschland auf diesem Gebiet der Hochenergieastrophysik. Auch die Politik in seinem Heimatland, die wenig Unterstützung für die Naturwissenschaften bot, bewog Santangelo zum Umzug nach Deutschland. Wegen seiner hohen Lebensqualität und des guten Sozialsystems sei das Land auch für seine sechsköpfige Familie interessant. Eingelebt hat der Astrophysiker sich schnell: Viele Kollegen kannte er ohnehin schon aus der Fachwelt, und auch ein persönliches Tübinger Netzwerk ließ sich leicht aufbauen. »Von der Universität bekam ich jede Unterstützung, um die ich gebeten habe«, lobt Santangelo. Seine Familie habe sich ebenfalls gut integriert. Er selbst unterrichtet bisher auf Englisch – was bei

Studierenden höherer Semester, die sich auf eine internationale Karriere einstellen, ohnehin besser ankomme. Grundkurse möchte Santangelo in etwa einem Jahr auch auf Deutsch halten und damit der Bitte der Universität nachkommen, irgendwann auch deutschsprachige Kurse anzubieten. Für den sprachlichen Alltag außerhalb der Hochschule hat sich der Astrophysiker in Privatstunden und einem Volkshochschulkurs gerüstet. Den Wissenschaftsstandort Deutschland hält Santangelo für herausragend. Im europäischen Kontext nehme die hiesige Forschung eine Spitzenposition ein, meint der Italiener. Mängel sieht er jedoch im Hinblick auf die Forschungsstellen an den Hochschulen: Unbefristete Stellen für Nachwuchswissenschaftler gebe es viel zu wenige, so Santangelo. Positionen mit Langzeitperspektive seien aber wichtig – nicht nur für internationale, sondern auch für deutsche Talente. Mehr englischsprachige Studiengänge und niedrigere Anforderungen bezüglich deutscher Sprachkenntnisse könnten die Universität für ausländische Studierende attraktiver machen, meint Santangelo. TS

Internationalität als Programm

»Am Institut für Geowissenschaften ist Internationalität kein Problem, sondern Programm«, sagt Prof. **Michal Kučera**, »von 16 Professoren sind sechs aus dem Ausland«. Auch die Karriere des 1971 bei Budweis in Südböhmen geborenen Paläontologen und Klimaforschers verlief äußerst international: Er studierte in Prag, promovierte an der Universität Göteborg, absolvierte die Postdoczeit an der University of California in Santa Barbara. Und bevor er 2005 als 33-Jähriger seine Tübinger Professur antrat, war er als Lecturer und später als Professor am Royal Holloway College der University of London tätig. Der Karriereprung auf eine Professur mit substantiellen Gestaltungsmöglichkeiten sei das Motiv für seine Bewerbung nach Tübingen gewesen. Da er schon passiv deutsch konnte, hat sich Kučera auch schnell in Tübingen zurecht gefunden. »Dass ich kein Muttersprachler bin, habe ich nie als Nachteil empfunden.« Als großen Vorteil seiner derzeitigen Position sieht Kučera den Zugang zu einem eigenen Etat und die überdurchschnittlich gut funktionierende Forschungsförderung in Deutschland über die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Man habe große Gestaltungsfreiheiten bei der Wahl der Förderformate und

guten Zugang zu großer Forschungsinfrastruktur, zum Beispiel zur deutschen Forschungsflotte. Vieles empfindet er andererseits als dysfunktional und sogar anarchisch. Etwa, dass es an der Universität Tübingen keine einheitliche Prüfungsverwaltung oder keine wirklichen Entscheidungsstrukturen gebe, stört ihn sehr: »Zu oft ist es so, dass wichtige, grundlegende Aspekte der Verwaltung und Lehre an der Universität nur darum laufen, weil einige Kollegen sich mehr verantwortlich fühlen als andere. Das ist auf lange Sicht nicht vertretbar.« Trotz guter Möglichkeiten zur Drittmittelinwerbung sind die Entscheidungsspielräume eingeschränkt: »Selbst wenn ich das Geld habe, erlaubt mir das deutsche Arbeitsrecht wenig Flexibilität in Personalfragen, besonders wenn es so stramm ausgelegt wird wie an unserer Universität.« Wenn man für internationale Wissenschaftler attraktiv sein will, meint Kučera, müsse man in erster Linie plausibel darlegen können, dass Leistung sich auch wirklich lohne. In Tübingen werde Forschungsexzellenz zu viel nur über auswärtige Rufe gewürdigt. Hier wünscht sich Michal Kučera mehr proaktive und transparente Unterstützung durch die Entscheidungsträger. MS



Michal Kučera, Doron Rapaport (v.l.)



Fotos: Albrecht

Die deutsche Sprache war ein großes Hindernis

Doron Rapaport ist Professor am Interfakultären Institut für Biochemie (IFIB). »Mein Arbeitsfeld liegt zwischen der Zellbiologie und der Biochemie«, erklärt der 1962 in Tel-Aviv geborene Israeli. Deutschland ist ihm schon lange nicht mehr fremd. Bereits 1995 verließ er seine Heimat und ging zunächst als »Postdoc« an die Ludwig-Maximilians-Universität in München, wo er sich vor sechs Jahren habilitierte. Doron Rapaport hat eine deutsche Frau und zwei Kinder. Die Familie lebt seit drei Jahren in Tübingen. Der Wechsel von der Isar an den Neckar war für den Naturwissenschaftler eine leichte Entscheidung: »Ich habe den Ruf aus Tübingen auf eine Professur für Biochemie gerne angenommen«, erzählt er. »Zwar hatte ich die Möglichkeit, an zwei israelischen Universitäten eine Professur zu bekommen, doch meine Frau wollte in Deutschland bleiben. So war das für mich eine sehr gute Möglichkeit.« Als ausländischer Wissenschaftler hier Fuß zu fassen, fand Rapaport nicht schwer. Er hat sich schnell an das deutsche System mit seiner »ernsteren Atmosphäre« gewöhnt: »Ich seh' das nicht negativ, es ist einfach so.« Vor zehn Jahren allerdings war die deutsche Sprache noch ein großes Hindernis für ihn. Inzwischen hält er aber einen Teil seiner Vorlesungen auf Deutsch, den Rest sowieso auf Englisch. »Wenn man mit an-

deren Ländern konkurrieren möchte, muss man das auf Englisch machen«, davon ist der Wissenschaftler überzeugt. Im neuen Bachelor-Studiengang für Biochemie, der in diesem Wintersemester startet, ist die Unterrichtssprache auf jeden Fall Englisch: »Alle Dozenten im Haus haben das so entschieden, denn wir möchten auch Studenten aus dem Ausland gewinnen«, so Rapaport. Als Wissenschaftsstandort für sein Fach findet der Professor für Biochemie Deutschland sehr attraktiv. »Die Bereitschaft, Grundlagenforschung zu finanzieren, ist in meinem Fach hier deutlich besser als in den USA.« Doch Doron Rapaport sieht auch die Nachteile im deutschen System. Und dazu gehören etwa dessen Hierarchien, die feinen Unterschiede in der Ausstattung einer Professur mit oder ohne Lehrstuhl zum Beispiel. »Alle sollten die gleiche Ausstattung bekommen und sich fehlendes Geld durch Drittmittel erarbeiten. Das wäre echter Wettbewerb!« Viele Probleme, auf die der ausländische Wissenschaftler im deutschen System gestoßen ist, haben nichts damit zu tun, ob einer aus dem Ausland kommt oder nicht – etwa dass man mit 40 Jahren immer noch keine feste Stelle habe: »Da sagen alle, ich mach' das nicht mehr mit, ich geh' in die Industrie!« FÖR

Nehmen positive Eindrücke mit in die USA: die Austauschstudierenden Sylvia Mullins, Kelly Rich mit Sohn Benedict und Ricky Klee (von links) von der Eliteuniversität Yale



Foto: Albrecht

»Das Studentenleben hier ist viel humaner«

Von Tina Schäfer

Welche Erfahrungen machen Studierende der amerikanischen Eliteuniversität Yale an der Eberhard Karls Universität Tübingen? Die *attempto!*-Redaktion hat drei Teilnehmer eines amerikanisch-deutschen Austauschprogramms gefragt, wie sie ihren Studienaufenthalt in Deutschland erlebt haben.

»Hi!« sagt der einjährige Benedict fröhlich und präsentiert damit stolz sein erstes Wort. Ganz am Anfang einer Sprache standen auch Benedicts Eltern Kelly Rich und Ricky Klee, beide 29, als sie im Sommer 2008 mit ihrem damals zwei Monate alten Sohn nach Deutschland kamen. Die beiden Amerikaner von der Universität Yale studieren Katholische Theologie im Masterstudiengang. Gemeinsam mit ihrer Kommilitonin Sylvia Mullins, 33, sind sie nach Tübingen gekommen, um die deutsche Sprache und Kultur kennenzulernen. »Theologiestudenten wird ein Aufenthalt in Deutschland nahegelegt«, erklärt Klee. Schließlich seien viele zentrale Texte des Fachs von deutschen Denkern verfasst. Doch bis zur Lektüre von Kant oder Hegel mussten die Gäste aus den USA einige Hürden meistern.

Klee, Mullins und Rich haben ihren Studienplatz in Tübingen über das Austauschprogramm zwischen dem US-Bundesstaat Connecticut und Baden-Württemberg bekommen. Zudem haben sich alle drei erfolgreich um ein Baden-Württemberg-Stipendium der Landesstiftung beworben. »Ohne das Stipen-

dium hätten wir den Aufenthalt nicht finanzieren können«, meint Kelly Rich. Studentin Mullins profitierte zudem von einem direkten Austausch zwischen der Yale Divinity School und dem Evangelischen Stift, wo ein Zimmer für sie gesichert war. Allerdings war sie zunächst zurückhaltend: »Ich wollte nicht unbedingt in ein Wohnheim«, so Mullins. Rückblickend fand sie es jedoch toll, auf diesem Weg viele deutsche und internationale Studierende mit verschiedenen Zielen zwischen Lehr- und Pfarramt kennenzulernen. Die Gemeinschaft im Stift habe ihr das Einleben enorm erleichtert.

Eingewöhnen in Tübingen

Für die kleine Familie gestaltete sich die Wohnungssuche schwieriger. Nach kurzen Aufenthalten in zwei wenig geeigneten Wohnungen bezogen Benedict und seine Eltern erst nach zwei Monaten der Ungewissheit ein passendes Quartier. Hilfe bei den Telefonaten mit potenziellen Vermietern bekamen die Amerikaner vom Dezernat für internationale Beziehungen.

Im Rahmen des Austauschprogramms standen ihnen zudem studentische Beraterinnen zur Seite. Auch ehemalige deutsche Austauschstudenten hätten ihnen geholfen, sich in Tübingen einzuleben, erzählen die »Yalies«. Ricky Klee regt an, dieses Netzwerk zwischen ehemaligen, aktuellen und zukünftigen Teilnehmern besser zu organisieren und auszubauen. Schließlich könne diese Gruppe von einem Erfahrungsaustausch enorm profitieren. Sylvia Mullins bestätigt diesen Eindruck: »Kommilitonen, die selbst im Ausland studiert haben, waren besonders offen und haben sich um den Aufbau von Freundschaften bemüht.«

Sprache und Kultur verstehen

Kelly Rich zeigt sich begeistert vom Engagement der deutschen Studierenden, die die Lehrenden von »Deutsch als Fremdsprache« als Hospitanten unterstützen: »Es ist toll, dass sie ihre Zeit investieren, um uns zu helfen.« Gemeinsam mit ihrem Mann hat Rich die deutsche Sprache in den Kursen der internationalen Sprachprogramme (ISP) von Grund auf gelernt. Sylvia Mullins dagegen hatte bereits an der High School erste Kenntnisse erworben und vor ihrer Ankunft in Tübingen einen Intensivkurs in Heidelberg absolviert. Trotz dieses »Vorsprungs« hat sie sich wie auch Rich und Klee im Wintersemester zunächst ganz auf die Sprache konzentriert. »Das war der beste Sprachunterricht, den ich je hatte«, lobt Ricky Klee das ISP-Angebot. Mullins ergänzt: »Auch über die Sprache hinaus vermitteln die Kurse einen guten Eindruck von der deutschen Kultur.« Dazu trägt nach Meinung der Yalies das Exkursionsprogramm wesentlich bei. Nicht zuletzt seien auch die Lehrkräfte sehr offen, betont Mullins. Man könne sich auch jederzeit mit anderen als nur sprachlichen Schwierigkeiten an sie wenden.

Über die Lehrenden in der Theologie haben die Austauschstudenten ebenfalls Gutes zu berichten. Nach einem Semester Deutsch als Fremdsprache fühlten sie sich für Veranstaltungen am Theologicum gerüstet und wurden auch im Seminar ermutigt. »Wir sollten einfach unterbrechen und nachfragen, wenn wir etwas nicht verstehen«, erzählt Sylvia Mullins. Kelly Rich ergänzt: »Unsere Hausarbeiten können wir auf Englisch einreichen.« Der gute Ruf der Tübinger Theologie sei auch der ausschlaggebende Grund für die Wahl der Eberhard Karls Universität gewesen, erzählen die Yalies. »Außerdem gibt es hier Fakultäten beider großer Konfessionen«, sagt Mullins. In Yale werde die Ökumene groß geschrieben, und so war sie froh, Veranstaltungen aus beiden Fakultäten belegen zu können. Die Qualität der Lehre sei durchaus mit Yale vergleichbar, meint Theologiestudent Klee, ohne dies jedoch verallgemeinern zu wollen. In anderen Fächern oder bei Einführungskursen gebe es womöglich Unterschiede.

Was sagen die Studierenden einer amerikanischen Eliteuniversität zum studentischen Alltag in Deutschland? »Das Studentenleben hier ist viel humaner«, meint Mullins. Die

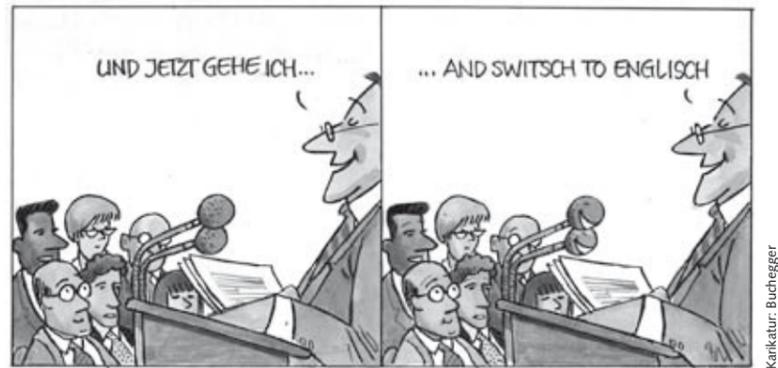
deutschen Studierenden seien viel ausgeglichener und hätten noch Energien für Aktivitäten neben dem Studium. Das Pensum an Lesestoff und Hausaufgaben, das pro Woche zu bewältigen ist, sei in den USA deutlich höher. Damit werde ein enormer Druck aufgebaut. Das gelte zum Teil auch für die Lehrenden: Zwar sei die Betreuung in Yale meist sehr gut, doch manche Wissenschaftler stünden derart unter Druck, Forschungsergebnisse zu präsentieren, dass für ihre Studenten nicht genug Zeit bliebe, berichtet Klee. Was insbesondere Rich und Mullins in Tübingen gefehlt hat, war der persönliche Studienfachberater, wie sie ihn aus den USA kennen. Den einzelnen Studierenden wird dort ein »Advisor« zugeteilt, mit dem sie individuelle Studienziele und den Weg dorthin absprechen. Diese fachliche Orientierungshilfe hätten sie auch in Tübingen gerne gehabt.

Ricky Klee findet das politische Engagement der deutschen Studierenden gegen die Studiengebühren bemerkenswert. »Die Studiengebühren steigen in den USA jährlich um vier bis fünf Prozent«, erzählt er, »aber das wird einfach hingenommen. Niemand käme auf die Idee, deswegen auf die Straße zu gehen.« Klee beurteilt es positiv, dass es in Deutschland viele Vergünstigungen für Studierende wie ein Semesterticket oder das Mensaeessen gibt. Die Krankenversicherung für die junge Familie sei hier zum Beispiel gut sechsmal niedriger als der Beitrag, den die drei in Yale zahlen.

»Kommilitonen, die selbst im Ausland studiert haben, waren besonders offen.«

Hohe Studiengebühren seien nicht notwendigerweise mit einer entsprechenden Qualität in Studium und Lehre verbunden, meint Mullins. »Wir haben in Yale sicher mehr Bücher, längere Öffnungszeiten der Bibliotheken oder mehr Computerpools als in Tübingen, aber diese Unterschiede rechtfertigen noch lange nicht die enorme finanzielle Differenz.« Yale sei eben auch eine Marke, meint die Amerikanerin – der Name zähle, und entsprechend hoch seien die Kosten. »In den USA fließt ein sehr großer Teil der Studiengebühren gar nicht in die Lehre, sondern in Dienstleistungsangebote«, erklärt Ricky Klee. So würden etwa psychologische Beratungsstellen oder eine campuseigene Polizei finanziert. Yale sei nicht gerade ein sicheres Pflaster, so Sylvia Mullins – ganz im Gegensatz zur hohen Lebensqualität in Tübingen, die maßgeblich dazu beigetragen hat, dass sich die Yalies in der Universitätsstadt sehr wohlfühlen.

Nur manchmal, meint Mullins bedauernd, beschleiche sie in Gesprächssituationen ein störendes Gefühl: »Der Eindruck, dass ich nicht alles hundertprozentig verstehe und mir immer irgendwas entgeht«. Es bleibt also noch etwas zu lernen – da geht es Mullins ähnlich wie dem kleinen Benedict: Der sagt zum Abschied fröhlich »Hi!«.



»Senk ju for staddiing wiff ass«

Von Alexander Ross

Fetisch oder bloßes Lippenbekenntnis? Internationalisierung klingt auf jeden Fall gut – jedenfalls so lange, bis deutsche Wissenschaftler dieses Wort auf Englisch sagen. Ein bissiger Kommentar ...

Als Christian Thomasius an der Universität Leipzig einen Vortrag auf Deutsch halten wollte, wurde ihm schnell klar, was er sich da vorgenommen hatte. Professoren denunzierten ihn, und die Universitätsleitung lud ihn vor und setzte ihn unter Druck. Wer mit solch rabiaten Maßnahmen gerechnet hatte beim Versuch deutscher Hochschulen, sich auf Biegen und Brechen zu internationalisieren, der sei beruhigt. So weit ist es noch nicht. Anders vor rund 320 Jahren – damals nämlich widersetzte sich der Jurist Thomasius gegen das Lateinische, einst die Sprache der Wissenschaft in ganz Europa. Als er 1687 deshalb verhaftet werden sollte, verließ er Leipzig und ging nach Halle, wo er zum Mitbegründer der Universität Halle-Wittenberg wurde. Was früher Latein war, ist heute Englisch. Doch deutsche Wissenschaftler können »in ihrer Gesamtheit immer noch nicht gut genug Englisch«, stellte der Bildungsforscher Hans Weiler bereits vor geraumer Zeit fest. Nun ist der Stanford-Professor und frühere Viadrina-Präsident in beiden Sprachen gleichermaßen firm. Er konstatierte, die meisten könnten wohl einen Vortrag in einigermaßen verständlichem Englisch vorlesen und wohl auch Nachfragen beantworten. Aber sobald es zu einer wissenschaftlichen Diskussion komme, so Weiler weiter, werde es »sehr schwierig«.

Man kann das auch weniger betulich sagen, und auf einer Tagung des DAAD über »Mehrsprachigkeit in der Wissen-

schaft« in Berlin geschah dies andauernd. Dort ergab schon der erste Pausenkaffee die klare Konsensdiagnose: Erschreckend viele Wissenschaftler aus Deutschland leiden an »BSE« – an »bad simple English«.

Denn offenbar haben auch die hiesigen akademischen Internationalisierungs-Schuster selbst die schlechtesten Schuhe an. Obwohl in nahezu jeder Ausschreibung für eine Professur das Wort »international« in beliebigem Zusammenhang auftaucht, unterlässt es die *Scientific Community* auffälligerweise, dieses Scheinkriterium zu einem wirklichen Unterscheidungsmerkmal bei der Stellenbesetzung zu machen.

Doch die Vorstellung, dass ein deutscher C4- oder W3-Professor in einer Berufungskommission das Englisch eines Kandidaten abprüft, ist zwar wünschenswert, aber unrealistisch. Denn wer auf solche Präliminarien Wert legt, hat fachlich wohl nichts Wichtiges zu fragen. Und wer das Englisch zum Thema macht, muss es selbst können. Und zwar so gut, dass er nicht befürchten muss, von Kandidaten vor den Fakultätskollegen und, noch schlimmer, vor den studentischen Vertretern in den Kommissionen deklassiert zu werden – was ich dort als Student schon vor zwanzig Jahren erlebte. Auch darum gibt es oft kein »let's switch to English« im Gespräch. Die Internationalisierung an Hochschulen wird so zum auf Deutsch abgegebenen Lippenbekenntnis zu einer Welt, die Englisch oft besser spricht als man selbst.



Alexander Ross, MSc (Comm)
 schreibt als Wirtschaftsautor für SPIEGEL Online, Tageszeitungen und Magazine. Der Ökonom und Kommunikationswissenschaftler arbeitete als Manager im In- und Ausland, ist seit 2000 Dozent an der Berliner Journalistenschule und veröffentlichte sieben Bücher, zuletzt »Der Macht-Code: Spielregeln der Manipulation« (Hanser 2009)

Statt sich selbstkritisch zu prüfen, bei Bedarf zu lernen und sich dadurch zu verbessern, lösen die Betroffenen das Problem definitorisch: Wenn Wissenschaftler Englisch sprechen, dann einfach nur hervorragend – diese Meinung herrscht bei den Gruppenmitgliedern in eigener Sache und damit auch als Zuschreibung für jeden Kollegen. Dieses attraktive Selbstbild entspricht natürlich in den seltensten Fällen dem wahrnehmbaren Fremdbild – doch darunter leidet ja nur der Zuhörer, nicht aber das Selbstvertrauen der Sprecher.

Der Typus des eloquenten Blenders

Diesen hörbaren Inkompetenzen zum Trotz gewinnt man den Eindruck, dass die Anzahl der Personen, die sich an den Hochschulen mit Internationalisierung beschäftigen, jedes Jahr größer wird. Der bekannte Hochschul- und Bildungsforscher Ulrich Teichler, der lange Jahre an der Universität Kassel tätig war, stellte 2007 fest, es gebe eine deutliche Zunahme »sichtbarer Kosmopoliten und Internationalisten« an den Hochschulen. Und er wies auch gleich auf den Pferdefuss hin: Internationale Forschungsk Kooperationen bringen dieser Klientel »mehr oder weniger automatisch höhere Reputation als aktiver Einsatz für Forschung und Lehre«.

Was Teichler beschreibt, kennen wir aus der Politik: Der Außenminister parliert mit *Ethnofood* auf der Dachterrasse eines Fünf-Sterne-Hotels über die Farbe seines angestrebten Sitzes im Weltsicherheitsrat, während die Gesundheitsministerin im Souterrain des örtlichen AOK-Bunkers bei Käsestullen über die Erstattungsfähigkeit von Unterarmgehilfen verhandelt. Die Karrierelektion daraus lautet: Es wird einem auch an der Hochschule nicht gedankt, wenn man sich wirklicher Probleme in der Praxis annimmt. Die Internationalisierung bringt denn auch an Universitäten viel eher den Typus des eloquenten Blenders hervor als den beharrlichen Kärnerarbeiter. Sie fördert also, zwei prototypische Ausprägungen vor Augen, eher Joschka Fischer als Peter Struck.

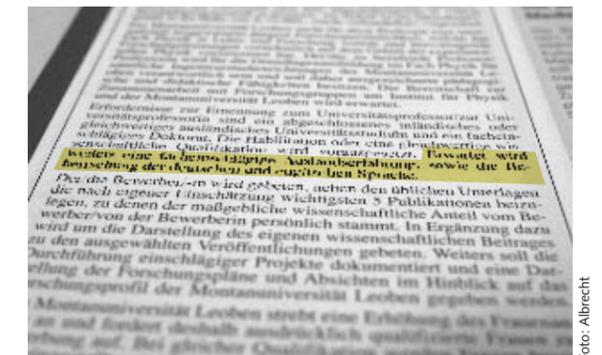
Während die Lehrkräfte immer weit gereister sind, scheint bei den Studenten genau das Gegenteil zu passieren. Bologna verhielt Internationalisierung – stattdessen erzieht es die Bachelors zu Stubenhockern. Nicht ohne Grund, denn einfach mal die Hochschule für ein, zwei Semester zu wechseln ist riskant oder gleich planerisch unmöglich – und die Autonomie des Lernens wird zur Farce. So verwandelt *Bologna alla tedesca*, jene deutsche Rezeptur der Studienreform, die Alma Mater in ein akademisches »Hotel Mama«.

Hätte man wirklich vorgehabt, so etwas wie Internationalisierung durch die Hochschulreform zu erreichen, warum ist es dann zu jenen Bachelor-Modulbaukästen gekommen, die an jeder Hochschule anders aussehen, und nicht zu einem standardisierten Curriculum wie beispielsweise in den USA? Denn statt einer Europäischen Union der Hochschulen haben wir de facto einen zutiefst provinziellen Zustand wie noch vor dem

Deutschen Zollverein: lauter akademische Duodezfürstentümer, die beim Bachelorstudium sogar den Wechsel der Hochschule innerhalb des gleichen Bundeslandes zum schieren Glücksspiel werden lassen – vom Ausland ganz zu schweigen. Während die Studenten notgedrungen zuhause bleiben, werden die Rektoren flügge. Die Hochschulleiker eröffnen Auslandsniederlassungen, Verbindungsbüros und Repräsentanzen, bevorzugt in den USA und Asien, aber auch Russland. Doch es zeigt sich, dass die Theorie der feinen Unterschiede des französischen Soziologen Pierre Bourdieu auch bei der Standortwahl gilt. In Rektorenkreisen wird nämlich aufmerksam beobachtet, wer sich wo, wie und mit wem niederlässt. New York ist eben nicht gleich New York: Wer hat ein eigenes *office* mit repräsentativer Adresse, und wer muss mit drei anderen in eine akquisitorische Wohngemeinschaft mit *shared resources* ziehen? Und schließlich: Hat er gar nur einen Koffer im örtlichen DAAD-Büro?

Für einen echten »Mr. Excellence« ist so etwas *substandard* und fast wie ein Platz im Wohnheim. Denn der smarte Hochschul-CEO weiß: Die Exklusivität der akademischen Latifundien nimmt als Distinktionsmerkmal heute jenen Rang ein, den einst renommierte Partnerhochschulen hatten, als noch nicht jeder mit jedem irgendwie zusammenarbeitete und dadurch seine Liste akademischer Partner entsprechend schmücken und verlängern konnte.

Bei all der schönen Internationalisierung kann es deshalb nicht verwundern, warum ausländische Wissenschaftler an den deutschen Hochschulen mit nur sechs Prozent der Professoren nach wie vor eine rare Spezies sind. Denn es scheint, als bestünde das Telos der Internationalisierung deutscher Hochschulen insgesamt darin, dass alles so aussehen soll wie im Rest der Welt, ohne aber wirklich so wie dort zu sein. Wer unser Hochschulwesen, seine Strukturen und Reformen kennt, der ahnt: Das dürften wir wohl gerade noch schaffen.



Die Beherrschung der englischen Sprache ist längst Grundvoraussetzung für die Bewerbung auf eine Professur – welches Faches auch immer.

Laufer-Stark & Maluck

Steuerberatungsgesellschaft mbH

LS&M

- Existenzgründungsberatung
- Coaching nach §2 ESF-Richtlinien
- Erstellung von Business-Plänen
- Finanzplanung
- Gründung und laufende Beratung von GmbH

Mehr Info?

- www.LSuM.de

Konrad-Adenauer-Straße 9 · 72072 Tübingen · Fon 07071 920 400 · info@LSuM.de

Gestaltung: hemmerich.de | Bild: fotolia.de

DB BAHN

Probieren geht über studieren: **KulTourBahn-Ticket** Bis zu 5 Personen. 1 Tag. 18,50 Euro.

Unser Semester-Spar-Tipp: das KulTourBahn-Ticket

Mit dem KulTourBahn-Ticket können Sie die landschaftlichen und kulturellen Highlights entlang der Strecke zwischen Pforzheim und Tübingen besonders günstig erfahren. Das KulTourBahn-Ticket kostet 18,50 Euro* und gilt einen Tag lang für bis zu fünf Personen (KulTourBahn-Ticket Single: 9 Euro). Für alle, die ihr Fahrrad mitnehmen möchten, gibt es zusätzlich das KulTour Bahn-Rad-Ticket für 2,50 Euro* pro Tag und Fahrrad. Zwischen Horb und Pforzheim wird Ihr Fahrrad kostenlos befördert.

Weitere Informationen im Kulturbahn-KundenCenter: Bahnhofplatz 1, 72160 Horb am Neckar, Kulturbahn Service-Telefon: 01805 991119 (14 ct/Min. aus dem Festnetz, Tarife bei Mobilfunk ggf. abweichend) oder unter www.bahn.de/kulturbahn. **Die Bahn macht mobil.**

* Tarifstand: 25.02.09 für nur 2 Euro mehr mit persönlicher Beratung.

Baden-Württemberg



Wir fahren für:

Regio Alb-Bodensee

Selbstgemacht nicht nachgemacht



Gehören Sie zu denen, die auf Qualität und Erfolg der eigenen Leistung vertrauen? Dann stört es Sie sicher, wenn andere sich einfach Ihrer Ideen bedienen, um Profit zu machen und Sie leer ausgehen zu lassen. Beraten und vertreten in allen Fragen des nationalen und internationalen gewerblichen Rechtsschutzes, können Sie etwas dagegen tun.

Als erfolgreich gewachsene Patentanwaltskanzlei betreuen wir von Standorten in Stuttgart, München und Tübingen aus Mandanten im Inland und Ausland. Unser Team aus 13 Partnern und mehr als 50 Mitarbeitern verbindet technisches Know-how mit langjähriger juristischer Erfahrung. Im Interesse und zum Schutz Ihres geistigen Eigentums.

Unser Tätigkeitsschwerpunkt liegt dabei auf dem Patentrecht, dem Markenrecht, dem Gebrauchsmuster- und Geschmacksmusterrecht sowie dem Arbeitnehmererfindungsrecht. Darüber hinaus verfügen wir auch über große Erfahrung in Verletzungsprozessen sowie auf benachbarten Gebieten, insbesondere beim Softwarerecht, Vertrags- und Lizenzrecht und bei der Beratung von technologieorientierten Start-up-Unternehmen, vor allem aus dem universitären Umfeld.

Besuchen Sie uns unter www.wwp.de

WITTE, WELLER & PARTNER
PATENTANWÄLTE

Konrad-Adenauer-Straße 9 · 72072 Tübingen · Telefon: 07071/151520 · Telefax: 07071/151521

www.rechtsguendert.de

MERCK



Gestalten Sie Ihre Zukunft mit Merck!

Praktikum | Abschlussarbeit | Promotion | Direkteinstieg

Wir bieten Ihnen vielversprechende Perspektiven in einem weltweit erfolgreichen innovativen Unternehmen der chemisch-pharmazeutischen Industrie. Sie arbeiten eigenverantwortlich und werden durch interessante Aufgaben gefordert. Ihre Ideen und Ihr Know-how bringen Sie in ein motiviertes Team ein.

Klingt interessant? Im Internet erfahren Sie mehr – über Merck, unsere Arbeitswelt und alle offenen Stellen.

come2merck.de

Der Rechenkompetenz auf der Spur

Tübinger Entwicklungspsychologen untersuchen die Ursachen von Rechenstörungen



Foto: privat

Rechnen, Schreiben und Lesen lernen ist nicht für jeden ABC-Schützen das reine Vergnügen.

Obwohl sie ähnlich häufig vorkommen, spielen Rechenstörungen im Vergleich zur Lese- und Rechtschreibschwäche bei Grundschulkindern in der bisherigen Forschung eine eher geringe Rolle. Auffallend ist, dass beide Störungen häufig gemeinsam auftreten: »Drei Prozent der Kinder einer normalen Schulpopulation haben beide Probleme gleichzeitig«, erklärt Karin Landerl, Professorin für Entwicklungspsychologie am Psychologischen Institut der Universität Tübingen.

Langzeitstudie »Zahlendetektiv«

Mit ihrem aktuellen Forschungsprojekt, der Längsschnittstudie »Zahlendetektiv«, verfolgt sie daher vorrangig zwei Ziele: »Wir haben ein sehr grundlagenorientiertes Interesse, indem wir untersuchen, wie Zahlen im Gehirn repräsentiert werden.« Weiter erhoffen sich die Wissenschaftler natürlich auch Rückschlüsse auf die Förderung von Kindern, die massive Schwierigkeiten beim Erwerb der Rechenleistungen haben. Das auf drei Jahre finanzierte Forschungsprojekt der Deutschen

Forschungsgemeinschaft läuft bereits seit einem Jahr. Dabei werden Grundschulkindern von 17 verschiedenen Schulen aus dem Schulbezirk Tübingen und dem Landkreis Stuttgart vom Ende der ersten bis zum Ende der vierten Klasse begleitet. Was bei rechenschwachen Kindern anders ist, wie sich ihre Rechenleistung im Vergleich zu den anderen entwickelt, ob sie nur langsamer sind oder ob es auch andere Unterschiede gibt: Das sind die Fragen, die in der Studie verfolgt werden.

Um Antworten darauf zu finden, gehen die Wissenschaftler mit Laptops in die Schulen und stellen dort den Kindern ganz bestimmte Aufgaben. So sehen diese zum Beispiel zwei Zahlen zwischen eins und neun auf dem Monitor und sollen dann so rasch wie möglich herausfinden, welche von beiden die größere ist. Gemessen wird die Schnelligkeit der Antwort. »Die Aufgabe können alle lösen, nichtsdestotrotz sehen wir große Unterschiede in den Antwortzeiten«, berichtet die Psychologin. Während gute Rechner zum Vergleichen einfacher Zahlen im

Durchschnitt 1000 Millisekunden brauchen, benötigen Kinder mit schwachen Rechenleistungen bis zu 1400 Millisekunden, also deutlich länger.

Am sogenannten Distanzeffekt wird der Unterschied zwischen guten und schwachen Rechnern ebenso deutlich. Diesen Effekt kennt jeder: Je größer die numerische »Distanz« zwischen zwei Zahlen oder Mengen ist, desto leichter fällt es uns im Allgemeinen, zu entscheiden, welche die größere ist. »Offensichtlich stellen wir uns so etwas wie einen mentalen Zahlenstrahl vor, wenn wir Zahlen im Gehirn verarbeiten«, so Landerl. Je näher beisammen die Zahlen auf dem Zahlenstrahl liegen, desto schwieriger wird es, den numerischen Unterschied zwischen ihnen zu erkennen. Die Arbeit mit den Grundschulkindern in der Studie hat gezeigt, dass Kinder mit schwacher Rechenleistung einen stärker ausgeprägten Distanzeffekt zeigen als der Rest. Normalerweise wird der Distanzeffekt mit zunehmendem Alter geringer. Aber hier sind die rechenschwachen Kinder im Vergleich zu ihren Mitschülern »unreifer«. »Wir schließen daraus, dass der mentale Zahlenstrahl rechenschwacher Kinder weniger exakt ist, ihre Vorstellung von Zahlen ist also weniger präzise«, erläutert Landerl.

Für kompetentes Rechnen, so die Wissenschaftlerin, braucht der Mensch neben allgemeinen Fähigkeiten wie Konzentration, Kurzzeitgedächtnis und Sprachverarbeitung auch einen »Zahlensinn« – das Verständnis dafür, was Zahlen und Mengen sind. »Offenbar gibt es da Unterschiede«, stellt Karin Landerl fest. Normalerweise können bereits Babys im Alter von sechs Monaten Punktfolgen in ihrer Anzahl unterscheiden, wenn der Unterschied deutlich genug ist. »Wir sind also mit einer Grundkompetenz ausgestattet, einem Kernmechanismus, unterschiedliche Numerositäten zu verarbeiten. Dieser entwickelt sich in der Interaktion mit der Umwelt und wird immer weiter ausdifferenziert«, sagt Karin Landerl. Vielleicht gibt es Babys, so die Vermutung, die diesen Kernmechanismus nicht zur Verfügung haben und aus denen später rechenschwache Kinder werden könnten – eine Hypothese, über die das Projekt »Zahlendetektiv« weiteren Aufschluss geben wird. FOR

Von Verhörern und Vieldeutigkeiten

Interdisziplinärer Promotionsverbund der Neuphilologie erforscht Phänomene der Ambiguität

Was nicht eindeutig ist, kann im Alltag zu Ärger und Missverständnissen führen. In der Sprach- und Literaturwissenschaft sowie der Rhetorik sind Mehrdeutigkeiten, sogenannte Ambiguitäten, jedoch ein spannender Forschungsgegenstand. Seit April 2008 bringt der Promotionsverbund »Dimensionen der Ambiguität« diese drei Fachbereiche der Neuphilologie zusammen. »Der Umgang der einzelnen Fächer mit Mehrdeutigkeiten ist völlig unterschiedlich«, so Professor Matthias Bauer, Sprecher des Verbunds. Während Ambiguität in der Linguistik als vermeidbare Panne gelte, sei sie für die Literaturwissenschaft ein Zeichen ästhetischer Qualität. Die Rhetorik wiederum reflektiere, welche Funktionen Mehrdeutigkeit in der Kommunikation haben kann, so Bauer. Diese Forschungsansätze werden nun im Promotionsverbund integriert. Vor allem Linguistik und Literaturwissenschaft hätten sich in den letzten Jahrzehnten stark auseinanderentwickelt, erklärt Matthias Bauer. Hier sei nun »Pionierarbeit der Kooperation« zu leisten.

Fehlinterpretationen erklären

Felix Balmer ist einer dieser »Pioniere«. Der 26-jährige Linguist promoviert über phonetische Mehrdeutigkeit und die Verarbeitung von Verhörern. »There's a bad moon on the rise«, singen Creedence Clearwater Revival – und manche Hörer verstehen »There's a bathroom on the right«. Balmer will herausfinden, wie es zu solchen Hör-»Fehlern« in englischen Liedtexten kommt und wie diese Fehlinterpretationen mit gängigen Modellen des Sprachverstehens zusammenpassen. Über Internet- und Literaturrecherche sowie mithilfe von Netzwerken wie Facebook stellt er ein ganzes Korpus von Verhörern zusammen. Balmer möchte klären, ob es die ersten Laute, die Worterkennung oder die Einbettung in den Kontext sind, die zum Verhörer führen. »Grundsätzlich kann auf jeder Stufe etwas schiefgehen«, so der Linguist. Die Mechanismen dafür möchte er möglichst systematisch erfassen und ermitteln, ob sich die Wahrscheinlichkeit für eine Fehlinterpretation prognostizieren lässt. Seine Erkenntnisse will der Doktorand anschließend mit literarisch konstruierten Verhö-

ren wie etwa Wortspielen bei Shakespeare vergleichen und sehen, ob seine linguistischen Analysen auf diese rhetorischen Mittel übertragbar sind.



Foto: Albrecht

Kunst und Kommunikation: Auch Zeichensysteme jenseits der Lautsprache sind Forschungsgegenstand im Promotionsverbund »Dimensionen der Ambiguität«.

Nikola Wiegeler dagegen beschäftigt sich mit eher lautlosen Kommunikationsformen: In ihrer zwischen Rhetorik und Linguistik angesiedelten Dissertation untersucht die 26-Jährige Gebärden aus Commedia dell'arte,

Pantomime, Ballett und vor allem Stummfilmen. Sind diese Gebärden Sprachen überindividuell oder eher eine Eigenart des jeweiligen Künstlers? Wie lassen sich Gebärden systematisieren und wie haben sie sich über die Zeit entwickelt? Wiegeler hat sich zunächst die Theorie zu Gebärden in den einzelnen Kunstformen erschlossen. In einem empirischen Teil will sie nun die Liebeszenen in Stummfilmen von 1913 bis 1929 genauer unter die Lupe nehmen. »Typische Situationen, zum Beispiel von Werbung und Ablehnung, interessieren mich besonders«, erklärt die Doktorandin. Im Vergleich von verschiedenen Filmfassungen oder einem Schauspieler in mehreren Rollen lasse sich zeigen, ob und welchen individuellen Einfluss Regie oder Künstler auf die Gebärden hätten. Zudem will Wiegeler zum Beispiel mit den – teils in Versform gehaltenen – Zwischentiteln ein Sinnsystem jenseits der Gebärde untersuchen, das zur Vermeidung von Mehrdeutigkeit im Stummfilm beiträgt.

Neue Impulse durch Austausch

Durch den Promotionsverbund bleibe die Arbeit an der Dissertation kein »Schaffen im stillen Kämmerlein«, so Wiegeler. »Im Austausch mit den anderen ist man immer gefordert, die eigene Strategie zu überdenken«, erklärt sie. Auch Linguist Balmer ist dankbar für neue Impulse: »Leute aus anderen Fachbereichen stellen gute Fragen, weil sie nicht in bestimmten Vorannahmen oder Theorien verhaftet sind.« Im Kolloquium mit externen Koforeferenten, einem Lesezirkel zum Thema Ambiguität oder auch einem Symposium im November, das die Doktoranden organisieren, tauschen sich die Nachwuchswissenschaftler aus und bauen Netzwerke auf. »Damit erfolgt eine Anreicherung über die eigene enge Perspektive hinaus, so dass die Doktorarbeiten wirklich Neues bringen können«, sagt Matthias Bauer. Der Promotionsverbund läuft über zwei Jahre mit der Option einer einjährigen Verlängerung. »Das Thema ist dann aber alles andere als ausgereizt«, so Bauer. Ein Antrag zur Ausweitung auf weitere Fächer, in denen die Mehrdeutigkeit eine Rolle spielt, so etwa Jura, Psychologie und Theologie, ist bereits in Arbeit. TS

Die intelligenten Tricks der Staphylokokken

Forscher untersuchen, wie Bakterienkolonien in der Nase und tödliche Blutvergiftungen zusammenhängen

Unter dem Mikroskop erinnern Staphylokokken an Weintrauben, die runden Bakterienzellen bilden die einzelnen Beeren. Das unspektakuläre Äußere lässt nicht erkennen, warum sich um die Art *Staphylococcus aureus* ganze Forschungsgebiete gebildet haben: Der typische Wund- und Eitererreger ist häufig die Ursache, wenn sich eine Bakterieninfektion im menschlichen Körper in kurzer Zeit völlig unkontrolliert massiv ausbreitet und es zu einer Sepsis, auch Blutvergiftung genannt, kommt. »In Deutschland steht die Sepsis an dritter Stelle bei den Todesursachen«, sagt Prof. Andreas Peschel vom Institut für Medizinische Mikrobiologie und Hygiene des Universitätsklinikums Tübingen. Innerhalb von

besiedelt. Wenn ein Mensch eine Staphylokokken-Sepsis erleidet, so haben Studien gezeigt, wird sie meist vom gleichen Stamm ausgelöst, der die Nase besiedelt hat«, berichtet Peschel. Andererseits scheint das Immunsystem aus dem Miteinander mit den Staphylokokken auch wieder Vorteile zu ziehen. Neuen Studien zufolge erkranken Menschen mit Bakterienkolonie in der Nase zwar häufiger an einer Sepsis, sterben aber seltener daran als Nichtträger.

Ein Ziel von Peschels Forschungen ist, die Bedeutung des Staphylokokken-Trägerstatus zu verstehen. Seine Arbeitsgruppe hat herausgefunden, dass bestimmte Stoffe auf der Zelloberfläche der Staphylokokken, die soge-

thern auch anderen krankheitserregenden Bakterien, die Immunabwehr des Menschen zu umgehen: Mit Hilfe von MprF werden in die Teichonsäuren mehr negative Ladungen eingebaut, sodass die Staphylokokken die Abwehrstoffe des menschlichen Immunsystems elektrostatisch abstoßen. »Nach unseren Ergebnissen könnte das Enzym MprF ein guter Ansatzpunkt für Medikamente sein. Denn es gibt offenbar beim Menschen keine Enzyme mit ähnlicher Struktur, sodass man es ohne große Nebenwirkungen lahmlegen könnte«, sagt Andreas Peschel. In einem dritten Bereich untersuchen die Mikrobiologen, was sich zwischen den Rezeptoren der menschlichen Immunzellen und eindringenden Bakterien abspielt. Auch da hat *Staphylococcus aureus* Mechanismen entwickelt, die eine abwehrende Immunreaktion effizient verhindern.

Trotz der ertragreichen Zusammenarbeit mit verschiedenen Sonderforschungsbereichen leide sein Forschungsgebiet stark unter einem historischen Strukturproblem, erklärt Peschel. »Es gibt naturwissenschaftliche Mikrobiologen, die sich jedoch nicht gern mit krankheitserregenden Bakterien beschäftigen. Die medizinischen Mikrobiologen hingegen interessieren sich für Bakterien meist erst, wenn sie eine Krankheit verursachen.« Bisher würde bei der Staphylokokken-Besiedelung in der Nase auch kaum ein Forscher gezielt die Seite des menschlichen Gewebes untersuchen. Andreas Peschel war und ist tatkräftig daran beteiligt, das Problem der getrennten Forschungsbereiche grundsätzlich zu überwinden: »Wir sind in Tübingen besonders weit. Im vergangenen Sommer haben die Tübinger Mikrobiologen der biologischen und der medizinischen Fakultät gemeinsam das erste interfakultäre Institut für Mikrobiologie und Infektionsmedizin Deutschlands gegründet.«

Er hofft, dass in gemeinsamer Anstrengung die Irreführung des Immunsystems durch die Staphylokokken durchbrochen werden kann: »Nah verwandte Bakterien von *Staphylococcus aureus* verursachen keine Sepsis. Aber dieses Bakterium trickst das Immunsystem des Menschen zu intelligent aus, ihm ist schwer beizukommen.«

JE

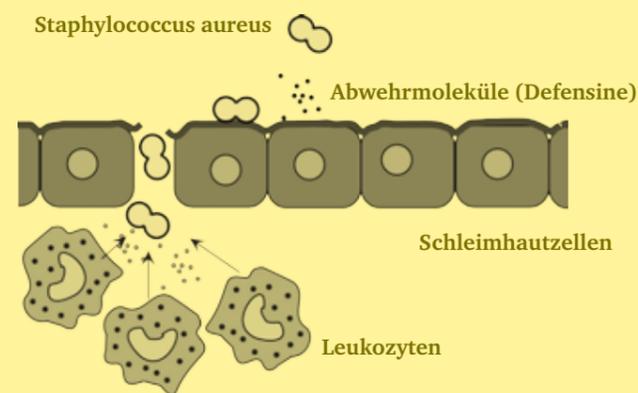


Illustration: Peschel

Besiedlung und Infektion der Nasenschleimhaut durch *Staphylococcus aureus*

Tagen oder sogar nur wenigen Stunden können Patienten an einer Sepsis sterben. »Immer häufiger handelt es sich um antibiotikaresistente Stämme, denen die Patienten völlig schutzlos ausgeliefert sind«, sagt der Biologe.

Mit seiner Arbeitsgruppe versucht sich Peschel der komplizierten Biologie von *Staphylococcus aureus* von mehreren Seiten zu nähern. Er hat eine ganze Reihe von neuen Erkenntnissen gewonnen. Doch von einem umfassenden Bild des oft über lange Zeit harmlosen, dann plötzlich tödlichen Begleiters des Menschen ist die Wissenschaft weit entfernt.

»Bei bis zu 40 Prozent der Menschen ist die Nasenschleimhaut durch Staphylokokken

nannten Teichonsäuren, für die Kolonisierung der menschlichen Nase eine Schlüsselrolle spielen. Viele Teichonsäureeinheiten werden dabei durch verschiedene Enzyme, die Werkzeuge der Zelle, zu langen Ketten zusammengebunden und können sich dann an die Nasenschleimhaut binden. Nun untersuchen die Mikrobiologen, ob die Teichonsäureketten auch an den von den Staphylokokken verursachten Entzündungen beteiligt sind.

In einer Zusammenarbeit mit dem Sonderforschungsbereich 766 »Die bakterielle Zelloberfläche: Struktur, Funktion und Schnittstelle bei der Infektion« haben Peschel und seine Mitarbeiter das Membranenzym MprF entdeckt. Es hilft nicht nur *Staphylococcus aureus*, son-

Philosophische Grundlagen für ein sozialeres Europa

Dilthey-Fellow Wolfgang Schröder erforscht die Überwindung nationaler Denkweisen



Foto: Albrecht

Der Philosoph Wolfgang Schröder findet, dass Europa sich ein eigenes Profil in der Weltpolitik geben sollte. Dafür muss es noch stärker zusammenwachsen.

Spätestens wenn es an den eigenen Geldbeutel geht, besinnen sich viele Menschen in Europa auf ihre Nationalität. Nicht alle wollen als Europäer solidarisch mit jedem sein, der innerhalb der Grenzen der nunmehr 27 Länder der Europäischen Union in Not gerät. Tatsächlich sind die Sozialsysteme bisher national organisiert, stehen aber unter Reformdruck. Hilft europäische Koordination aus dieser Krise – oder schafft sie bloß neue Brüsseler Kompetenzen? Hier setzt der Philosoph Privatdozent Dr. Wolfgang Schröder mit einem Forschungsprojekt an, für dessen Konzept er mit einem Dilthey-Fellowship der Initiative »Pro Geisteswissenschaften« ausgezeichnet wurde. Für sein Forschungsvorhaben »Politische Ökonomie des sozialen Europas«, das er an der Universität Tübingen durchführen will, erhält er von der Fritz Thyssen Stiftung über fünf Jahre hinweg 400 000 Euro Fördermittel.

»Aus philosophisch-integrativer Sicht lässt sich am ehesten unverkürzt erörtern, welches Europa langfristig sozial und somit attraktiv für alle seine Bürger ist«, sagt Wolfgang Schröder. Es gehe um einen darum, Visionen zu entwickeln, wie weit die europäische Integration letztlich gehen soll; die zweite Kernfrage drehe sich um die Legitimation der EU-Institutionen angesichts ihrer Demokratiedefizite. Der Philosoph will untersuchen, welche Verteilung

und Koordination sozialpolitischer Kompetenzen in der EU welche Chancen und Kosten birgt. Nach seiner Arbeitshypothese muss es keinen »Europäischen Sozialstaat« geben, der die nationalen Regelungen im sozialen Bereich völlig aufhebt. Doch solle die Sozialpolitik im EU-System stärker »europäisiert« werden, um das hohe europäische Niveau an sozialem Schutz und Produktivität langfristig zu sichern. »Wir kommen auch gar nicht darum herum, die Europäisierung auf sozialem Gebiet voranzutreiben. Denn auch dort gibt es über Politik und Recht eine schicksalhafte Verknüpfung der Staaten.« Als Beispiel nennt Wolfgang Schröder die Auslegung der EU-Bürgerschaft durch den Europäischen Gerichtshof. Die Freizügigkeit in der EU ermöglicht jedem Bürger freie Wahl von Wohn- und Arbeitsort. Gerät ein EU-Bürger im EU-Inland in materielle Not, ginge das laut Gerichtshof nicht nur sein Heimatland, sondern eben auch das Aufenthaltsland an.

Wolfgang Schröder will seine Vorschläge zu einer offenen Methode sozialpolitischer Koordination in Modell-Szenarien präzisieren. Dabei geht es um Praxisbezug. Der Philosoph war mehrere Jahre in der Politikberatung tätig und kennt die Kommunikationsstränge, die von der europäischen bis hin zur kommunalen Ebene wichtig sind.

Mit seinem Forschungsvorhaben hat er die Thyssen Stiftung, die die Dilthey-Fellowships vergibt, überzeugt: »Jedes Jahr können bis zu zehn Dilthey-Fellows gekürt werden. Finden sich nicht so viele förderungswürdige Projekte, bleiben Stipendien liegen, in dieser Runde gleich vier. Ich bin seit Bestehen des Dilthey-Fellowships der erste Philosoph in der Reihe«, sagt Schröder. Die Dilthey-Fellows sollen in der Forschung mit dem Geld größtmögliche Unabhängigkeit erhalten.

Schröder konnte sich – bei Zustimmung der Fakultät – aussuchen, an welcher Universität er sein Dilthey-Forschungsprojekt umsetzt. »An der Universität Tübingen besteht besonders ausgeprägt die Möglichkeit, über viele Fächer hinweg Denkströme zu bündeln«, nennt er den Hauptgrund für seine Wahl. Der 41-Jährige hatte von 2007 bis 2008 in Tübingen bereits eine Vertretungsprofessur inne. Über verschiedene Tübinger Fächer hinaus will er mit dem Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung, der Heidelberger Akademie der Wissenschaften sowie der Yale Law School zusammenarbeiten.

Gesellschaftliche Herausforderungen

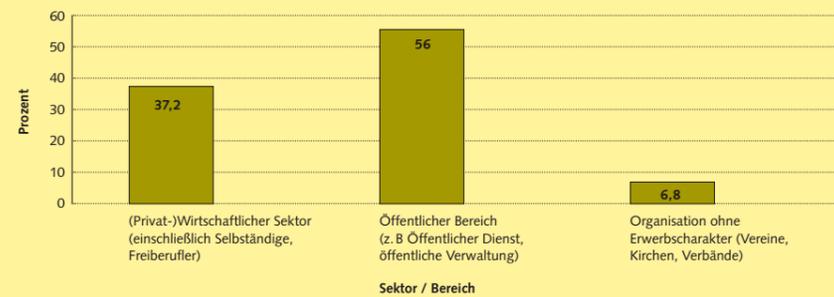
Welche Chancen sieht er, dass Europa stärker zusammenwächst? »Obwohl es bisher keinen Patriotismus gibt für Europa, findet sich sonst nirgends auf der Welt so viel Toleranz und kein vergleichbares Projekt wie die EU«, sagt Schröder. Man müsse sich vom jetzigen Zustand lösen und in die Zukunft blicken. »Heute sind die Menschen offener, internationaler. Die nationalstaatliche Identität steht oft nicht mehr so stark im Vordergrund.« Europa solle sich weltpolitisch ein Profil geben, ein *global player* werden wie die USA und die großen asiatischen Staaten. Das gehe aber nur, wenn sich die Staaten koordinieren und nicht mit 27 Einzelkonzepten an Probleme herangehen.

»Wir haben in der politischen Philosophie die Utopie der Weltrepublik, aber für die europäische Ebene fehlt Vergleichbares«, sagt Schröder und setzt hinzu: »Politische Philosophie kann mehr, als man ihr oft zutraut. Gerade im Blick auf unsere gesellschaftlichen Herausforderungen, die nicht kleiner sind als die naturwissenschaftlichen.«

JE

Zufrieden mit dem Studium und erfolgreich im Beruf?

Absolventenstudie 2008: Rund 86 Prozent nach eineinhalb bis zwei Jahren im Job



Sektoren, in denen die Absolventen derzeit beschäftigt sind

Quelle: Absolventenstudie 2008

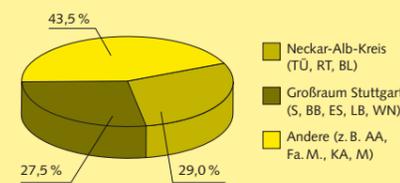
Im vergangenen Wintersemester 2008/2009 wurde an der Universität Tübingen die erste vollständige Absolventenbefragung des Prüfungsjahrgangs 2007 (Wintersemester 2006/2007 und Sommersemester 2007) durchgeführt. Verantwortlich für Planung und Durchführung der Studie ist das »Zentrum für Evaluation und Qualitätsmanagement« (ZEQ) der Universität Tübingen. Die Untersuchung ist Teil eines bundesweiten Kooperationsprojekts, an dem sich 47 deutsche Hochschulen unter der Leitung des »Internationalen Zentrums für Hochschulforschung Kassel« (INCHER-Kassel) beteiligten. Diese Kooperation von Hochschulen zur Erfassung der Studienbedingungen und des Berufserfolgs der Absolventinnen und Absolventen ist bis zu diesem Zeitpunkt einmalig. Über alle Hochschulen hinweg wurden rund 74 000 Absolventen kontaktiert, von denen sich rund 35 000 an der Studie beteiligt haben. Zentrale Fragen waren der Aufenthaltsort nach dem Studienabschluss, die Beschäftigungssuche, Beschäftigungsbedingungen und Berufserfolg, berufliche Tätigkeit, fachlicher und überfachlicher Erwerb von Kompetenzen im Studium und deren Anwendung im Beruf, die Bewertung des Studiums in der Rückschau und die individuellen Studienvoraussetzungen.

Dabei hat die Tübinger Absolventenstudie folgende Ergebnisse gebracht:

Im Prüfungsjahr 2007 schlossen 3302 Studierende ihr Studium an der Universität Tübingen ab. 3269 dieser Absolventen konnten in der Zeit vom 16. Oktober 2008 bis 4. Dezember 2008 schriftlich erreicht werden. Mit in die Befragung einbezogen wurden auch diejeni-

gen, die ihre Promotion im Prüfungsjahr 2007 erfolgreich abgeschlossen hatten. Insgesamt haben sich 1325 Absolventen an der Studie beteiligt, so dass für die erste universitätsweite Befragung eine erfreuliche Rücklaufquote von 40,5 Prozent erreicht wurde. Die Befragung fand schriftlich statt, wobei der Fragebogen in Papierform und online zur Verfügung stand. Online beteiligten sich 801 Personen (60 Prozent), 524 (40 Prozent) nutzten den Papierfragebogen. Ein erfreuliches Ergebnis zeigt sich bei der Frage nach der »Zufriedenheit mit dem Studium insgesamt«: 58,2 Prozent der Befragten zeigen sich rückblickend sehr zufrieden bis zufrieden mit dem absolvierten Studium. Der Prozentsatz der relativ Zufriedenen bis sehr Unzufriedenen (35,8 Prozent) lässt allerdings Handlungsbedarf bei der Verbesserung der Studienbedingungen erkennen. 68,8 Prozent würden erneut denselben Studiengang wählen, 61,6 Prozent würden sich mit hoher Wahrscheinlichkeit wieder für die Universität Tübingen entscheiden. Rückblickend würden 76 Prozent wieder ein Studium aufnehmen. Die Beschäftigungssituation stellt ein weiteres positives Ergebnis dar, denn 85,6 Prozent der an der Befragung Beteiligten sind eineinhalb bis zwei Jahre nach dem Studienabschluss in einem Beschäftigungsverhältnis. Gut ein Viertel gibt an, in einem unbefristeten Beschäftigungsverhältnis tätig zu sein. Der große Anteil an befristeten Arbeitsverhältnissen lässt sich auf die Referendariate (Lehramt und Rechtswissenschaften) zurückführen und spiegelt zudem die Vertragsverhältnisse von Berufseinsteigern wider. Allerdings sind 5,6 Prozent der Gesamtbeteiligten derzeit selb-

ständig beziehungsweise freiberuflich tätig und wurden somit nicht in die Auswertung der Variable »Arbeitsvertragsform« einbezogen. Ein Schwerpunkt der Beschäftigung liegt im öffentlichen Bereich. Verantwortlich für diese Verteilung ist wiederum die Tatsache, dass sich ein beträchtlicher Teil der Absolventen noch im Referendariat oder in der Weiterqualifizierungsphase (Medizin) befindet oder als Doktorand und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität beschäftigt ist. Es ist deutlich zu erkennen, dass über 56 Prozent der Befragten eine Beschäftigung in der erweiterten Region der Universität Tübingen gefunden haben. Ein eher geringer Anteil von ihnen – 6,7 Prozent – ist derzeit im Ausland beschäftigt. Hier ist das meistgenannte Land der Beschäftigung die Schweiz (31 Nennungen von 89 – 34,8 Prozent), gefolgt von den USA mit zehn Nennungen (11,2 Prozent).



Regionen der Beschäftigung

Quelle: Absolventenstudie 2008

Die Auswertungsphase der Absolventenstudie hat gerade erst begonnen. Es ist geplant, den Fachbereichen die relevanten Ergebnisse in Form von Berichten zur Verfügung zu stellen. Leider wird es nicht möglich sein, für alle Fächer eine separate Auswertung zu liefern, da zu geringe Fallzahlen vorliegen. Hier werden die Fächer zu geeigneten Fächergruppen zusammengefasst. Im kommenden Wintersemester 2009/2010 sollen Bachelor- und Masterabsolventen befragt werden. Im nächsten Jahr ist die Teilnahme der Universität Tübingen an dem Kooperationsprojekt unter der Leitung des INCHER und somit wieder eine Vollerhebung der Tübinger Absolventinnen und Absolventen geplant. Erwähnt sei hier auch, dass eine Folgerhebung des Prüfungsjahrs 2007 in drei bis vier Jahren stattfinden soll, um den beruflichen Werdegang der Alumni zu beobachten. Dr. Katharina Vering, Sabine Stadler

Studieren mit Mobilitätsfenster

Pilotstudiengänge mit vierjährigem Bachelor starten im Wintersemester

»Während ein Studium früher nicht nur dem reinen Wissenserwerb dienen, sondern auch zur Persönlichkeitsentwicklung beitragen sollte, ist die Universität mit den neuen Bachelor/Master-Studiengängen immer verschulter geworden und lässt den Studierenden zugleich immer weniger Freiraum, um zum Beispiel eigene Studieninteressen zu entwickeln oder sich außerhalb ihres Studiums zu engagieren.« So war in einem studentischen Aufruf zum bundesweiten Bildungstreik im Juni 2009 zu lesen. Diese Kritik war in letzter Zeit immer wieder zu hören. Das, was sie bemängelt, bekommen nun auch Nicht-Studierende deutlich zu spüren: Vielfach gibt es Schwierigkeiten, studentische Hilfskräfte, Mitwirkende in kulturellen Projekten oder Freiwillige in Tandempartnerschaften für ausländische Studierende zu gewinnen, weil die Studierenden darüber klagten, durch das Studium zu sehr eingespannt zu sein.

Zum Wintersemester starten nun in Tübingen als Pilotprojekte zwei Studiengänge, in denen versucht wird, die Situation durch ein achtsemestriges Studium zu entschärfen: Die Fächer Physik und Psychologie werden die Bologna-Reform mit vierjährigen Bachelor-Studiengängen umsetzen. In zahlreichen weiteren Fächern gibt es Überlegungen, die dort bereits existierenden dreijährigen Studiengänge in vierjährige umzuwandeln, beispielsweise in der Computerlinguistik, in der Amerikanistik und weiteren Fächern der Neuphilologie sowie in der Molekularen Medizin.

»Mit dem vierjährigen Bachelor-Studium wollen wir ein Mobilitätsfenster schaffen, das Studierenden Freiräume eröffnet, die sie, individuell ihren Interessen und Bedürfnissen folgend, füllen können. Es geht gerade nicht darum, ein weiteres Jahr an Fachwissen auf die bestehenden Studiengänge aufzupropfen. Vielmehr soll dieses Fenster Auslandsaufenthalte und längere Praktika ermöglichen, der selbständigen Vertiefung bestimmter Bereiche eines Faches dienen oder zu einer breiteren Ausbildung durch selbst gewählte Inhalte aus benachbarten Fächern verhelfen«, erläutert Prof. Stefanie Gropper, die hauptamtliche Prorektorin für Studierende, Studium und Lehre, die Position des Rektors.



Foto: Albrecht

Freiraum durch »Mobilitätsfenster«: Spezialisierung und Vertiefung, Berufserfahrung im Praktikum oder Auslandsaufenthalt

Die Tübinger Physik beispielsweise setzt sich von der bundesweiten Empfehlung der Fachgesellschaft für einen dreijährigen Bachelor ab und entschied sich für den vierjährigen Bachelor, um »der zu starken Verschulung der Bachelor-Studiengänge zu begegnen. Daher ist in unserem Studiengang auch individuelle fachliche Spezialisierung und Vertiefung vorgesehen. Darüber hinaus fließt ein fünfwochiges Berufspraktikum ein, und der vierjährige Studiengang bietet die Möglichkeit zu einem ein- oder zweisemestrigen Auslandsaufenthalt«, erläutert Prof. Dieter Kölle, der Studiendekan der Physik.

Handreichung für die Fächer

Das Rektorat hat als Handreichung für die Fächer schon im Frühjahr 2009 einen »Leitfaden zur Entwicklung neuer und Veränderung bereits bestehender Studiengänge« verabschiedet, in dem die nötigen Grundstrukturen und formal einzuhaltenden Kriterien und Arbeitsschritte im Hinblick auf geforderte Qualitätsstandards vermittelt werden. Stefanie Gropper rechnet allerdings nicht damit, dass der vierjährige Bachelor jetzt flächendeckend überall kommen wird: »Manche Fächer wollen nicht schon wieder umstrukturieren, andere folgen den Empfehlungen von Fachverbänden im Hinblick auf

dreijährige Bachelor-Studiengänge. In manchen Fächern hat der Leitfaden allerdings Diskussionen ausgelöst, die letztendlich zu einem vierjährigen Bachelor führen könnten.« Auch für das Master-Studium ergeben sich aus der neuen Form des vierjährigen Bachelors Konsequenzen: Auf ein vierjähriges Bachelor-Studium folgt nun nur ein einjähriges Master-Studium, das »Modell 3+2« wird durch »4+1« abgelöst. »Nach dem »3+2 Modell« galt eigentlich ein Studium erst mit dem Master als abgeschlossen, auf das dann noch die Promotion folgen konnte. Jetzt bekommt der Bachelor deutlich stärker die Qualität eines vollwertigen Studienabschlusses, während der Master einerseits eine berufsorientierte Spezialisierung bringen, andererseits der Vorbereitung auf die Promotion dienen kann«, so Gropper. Sie resümiert: »Die Studienreform mit modularisierten Bachelor/Master-Studiengängen wird durch den vierjährigen Bachelor keineswegs in Frage gestellt. Die anfänglich aufgetretenen organisatorischen Schwierigkeiten lassen sich dadurch aber vermeiden, sodass diese Reform jetzt erst zu einem wirklich glücklichen Ende geführt werden kann.« Insofern rechnet Gropper auch damit, dass sich der vierjährige Bachelor an zahlreichen anderen Universitäten ebenfalls durchsetzen wird. MS

Bei Messerfischen und Lammhirn

Mit dem Schülerlabor am CIN-Exzellenz-Cluster wissenschaftlichen Nachwuchs gewinnen



Testen den Achillessehnenreflex: Jelena Resnikow und Johanna Dechert (vorne) vom Biologiekurs des Tübinger Kepler-Gymnasiums

»Ich hätte das im Unterricht nie gelernt«, sagt Laura Buschbeck. »Das ist schon spannend«, fügt sie noch hinzu. Die Rede ist von einem Tag im Schülerlabor des Werner Reichardt Centrums für Integrative Neurowissenschaften (CIN) und des Hertie-Instituts für klinische Hirnforschung (HIH). Zu Besuch an diesem Tag sind 15 Schüler des Tübinger Kepler-Gymnasiums – ein Biologiekurs der Klassenstufe zwölfte. Zusammen mit ihrem Biologielehrer Manfred Trojan sind sie da, um in kleinen Gruppen insgesamt fünf verschiedene Versuche zu machen. »Keine verstaubten Experimente, wie man sie schon seit 100 Jahren macht«, betont Laborleiter Prof. Uwe Ilg. Im Gegenteil: Die Versuche sind an der aktuellen neurowissenschaftlichen Forschung orientiert. Uwe Ilg, selbst Wissenschaftler in der Abteilung Kognitive Neurologie am HIH, ist für die Entwicklung dieser Laborangebote verantwortlich. Unterstützt wird er von insgesamt 14 studentischen Hilfskräften mit eigenem Interesse an der Neurobiologie.

Von den insgesamt zehn verschiedenen Versuchen, die angeboten werden, dürfen sich

die Schüler ein Experiment aussuchen, welches sie in einer kleinen Gruppe selbstständig mit einer studentischen Hilfskraft bearbeiten. So hat etwa ein Team des Kepler-Gymnasiums am Vormittag die Anatomie des zentralen Nervensystems am Beispiel eines Lammhirns kennengelernt. Eine andere Gruppe beschäftigte sich mit zwei verschiedenen Arten elektrischer Fische, die ein elektrisches Organ zur Kommunikation und Orientierung verwenden. Teammitglied Laura Dietze hat schon etwas gelernt: »Messerfische ändern ihre Frequenzen, wenn diese einander zu ähnlich sind.« Die Gruppe, bei der Laura Buschbeck mitmacht, untersuchte ihre eigenen Hörschwellenkurven oder versuchte, mit Hilfe eines Stereokopfhörers künstliche Schallquellen zu lokalisieren. Zwei weitere Teams waren mit der Messung von Muskelaktivitäten beziehungsweise der Aufzeichnung von Blickbewegungen beschäftigt.

Die exzellente technische Ausstattung des Schülerlabors sowie speziell entwickelte Computerprogramme, die die Beobachtungen der Schüler zum Beispiel grafisch darstellen, können Schulen so nicht bieten.

Hinter dem Angebot steckt natürlich auch eine Portion Eigeninteresse: »Es wird immer schwieriger, in den Naturwissenschaften wissenschaftlichen Nachwuchs zu finden«, stellt Uwe Ilg fest. So liegt Deutschland in Europa unter dem Durchschnitt, was die Zahl der Studienanfänger in diesen Fächern angeht. Die Idee, Schüler frühzeitig für die Aufnahme eines Studiums mit neurowissenschaftlichem Schwerpunkt zu begeistern, war darum die eigentliche Triebfeder für die Einrichtung des Labors.

Selbständiges Arbeiten

Entstanden ist es im Rahmen des CIN-Exzellenzclusters. Die Finanzierung, die zunächst für fünf Jahre gesichert ist, trägt zur Hälfte das durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanzierte CIN. Den Rest teilen sich die Gemeinnützige Hertie-Stiftung, die Klaus Tschira Stiftung und die Robert Bosch Stiftung.

Seit September 2008 ist das Labor in Betrieb. Seitdem wurden insgesamt mehr als 1000 Oberstufenschüler aus rund 40 Gymnasien in Baden-Württemberg betreut. Willkommen sind aber auch Schüler aus der Mittelstufe oder Grundschüler in der vierten Klasse. Auch Lehrerfortbildungen gehören fest zum Programm.

Nach der Mittagspause trudeln die Schüler nach und nach wieder in den beiden Laborräumen ein. Die Versuche werden weitergeführt oder am Computer ausgewertet. Noch eine Stunde bis zur Power-Point-Präsentation, in der jedes Team seine Ergebnisse darstellen soll. »Die Präsentation könnte wegfallen«, ist aus einer Gruppe zu hören. Aber Uwe Ilg hält die Präsentation unter anderem für den Garant erfolgreichen Arbeitens. Denn ohne vorzeigbare Ergebnisse dastehen möchte am Ende niemand. »Für Schüler ist die Universität noch völlig fremd. Sie arbeiten wenig im Team. Wir legen großen Wert darauf, dass die Teilnehmer selbstständig arbeiten, etwa sich selbst Messreihen überlegen. Das ist auch eine Chance für schwächere Schüler, die im außerschulischen Umfeld neue Motivation für den Alltag in der Schule bekommen können«, meint der Laborleiter. FÖR

Abschied von einem Phantom

Das gedruckte Vorlesungsverzeichnis ist nicht mehr

Wenn mich nicht alles täuscht, jage ich derzeit ein Phantom. Es ist ein gedrucktes Exemplar der Gattung, der man jüngst im Hause Karstadt-Quelle vorwarf, die Welt brauche sie nicht mehr. Ein Objekt, das den Wissensschatz der Welt, die Prachtstücke eines Museums oder die schnöden Angebote eines Warenhauses in Form und Übersicht brachte. Ein Mittel, um viele scheinbar nicht zusammengehörige Dinge in eine übersichtliche, grafisch ansprechende und physisch greifbare Form zu bringen, die in ihrer Gesamtheit behauptet, eine Einheit zu bilden und vollständig zu sein: der Katalog.

Doch dann kam etwas, das dieses Druckerzeugnis an den Rand seiner Existenzberechtigung beförderte, es in seiner Gesamtheit und vor allem seiner physischen Version in Frage stellte und an den Grundfesten der organisierten Druckbarkeit lose zusammenhängender Dinge rüttelte. Mit dem Aufstieg des Internetzeitalters und dem Beginn des privaten Hausdruckimperiums begann das Ende des gebundenen Katalogs: Nicht nur, dass Deutschlands größter Versandhandel dabei an den Rand der Insolvenz getrieben wurde, auch an der traditionsreichsten Universität Südwestdeutschlands hatte diese Entwicklung Folgen, traf es doch dort mit vernichtendem Schlag einen Katalog, der wie kein anderer für gebündelte Vielfalt stand: das gedruckte Vorlesungsverzeichnis.

Am Ende einer glorreichen Zeit, die mit dem Buchdruck begonnen und auf Millionen Seiten die universitäre Vorlesungsvielfalt zum Ausdruck gebracht hatte, steht nun eine schnöde DIN-A4-Seite in – hoffentlich recyceltem – Papier, gedruckt vom neuesten Epson-Drucker im WG-Zimmer eines beliebigen Studentenhaushaltes. Es zeigt die Vorlesungen, die der Studierende im Internet, beim Blättern in der elektronischen Ersatzversion des Vorlesungsverzeichnisses, für hörens- und druckenswert hält, bevor er beschließt, dieses nach seinen ganz persönlichen Vorlieben zu verewigen – quer und mit Spalten oder hochkant und in Farbe, getackert, gelocht oder sogar individuell geheftet. Oder handelt es sich am Ende nicht doch um den Beginn einer neuen Zettelwirtschaft – lose herumwirbelnde Blätter, deren Seitenzahlen



Ein letzter Blick: Das gedruckte Vorlesungsverzeichnis hat sich verabschiedet.

einer Folge von Primzahlen gleichen und die auf Dauer, mit Eselsohren versehen, zwischen Tausenden weiterer Ausdrücke mehr oder weniger sinnvoller elektronischer Erzeugnisse und Zwischenversionen verschwinden? Man möge sich die Schlieren des falsch eingestellten Farbdruckers, die Wellen im Papier eines zu heißen, zu billigen Laserdruckers oder wahlweise die Blässe einer ausgegangenen Druckerpatrone vorstellen, um das Bild des institutionalisierten Druckgeschehens im Leben eines Studierenden zu komplettieren.

Relikt aus präelektronischer Zeit

Diesen, lassen Sie mich wohlwollend sagen, »individuellen« Druckerzeugnissen geben wir also den Vorzug, wenn der Griff ins Bücherregal und der Blick in das blaue, ordentlich gebundene Vorlesungsverzeichnis in das präelektronische Zeitalter verbannt wird. Ist dies das Ende eines allumfassenden Wissensverständnisses, wenn nur noch die Angebote eines jeden größeren Anbieters weltlicher Güter in Katalogform gedruckt werden, die geistigen Erzeugnisse einer Universität aber in elektronischen Bahnen ihr Schicksal fristen? Wenn der Studierende noch nicht mal mehr

zufällig über die Vielzahl anderer Veranstaltungen außerhalb seines Fachgebietes stolpert, weil er aus reiner Neugier durch die gebundene Version Tübinger Vorlesungen blättert? Mitnichten. Es ist das Ende des Versuchs, ein Relikt aus einer Zeit zu bewahren, in der das Buch den Zugang zu Wissen erst ermöglichte und nur die Aufbereitung in Form eines Gesamtverzeichnisses einen für alle sichtbaren Rahmen geben konnte. Und es ist die Verabschiedung eines Phantoms, das die Studierenden selbst schufen, als sie mit Füßen und Mäusen abstimmten und so vom elektronischen Bruder des Katalogs Gebrauch machten. Die meisten der über 20 000 Studierenden wissen vermutlich sowieso nicht mehr, dass es einmal ein gedrucktes Vorlesungsverzeichnis gab.

Auf diese Weise ist sein Wegfall nichts anderes als die Fortsetzung einer elektronischen Revolution, die weiß Gott nicht weniger Papier verbraucht und erst recht keine schöneren Druckerzeugnisse hervorbringt. Aber sie gesteht es jedem Studierenden zu, seine eigene Version des Vorlesungsangebotes zu erzeugen und so zum Createur seiner wissenschaftlichen Karriere zu werden. Philipp Stiel

Eiszeitkunst und Königsgruft

Zwei Landesausstellungen in Stuttgart präsentieren Entdeckungen der Tübinger Archäologie



Foto: Jensen, Universität Tübingen



Fotos: Württembergisches Landesmuseum (2)

Zwei große Stuttgarter Ausstellungen zeigen Tübinger Funde (von links): Eiszeit-Venus vom Hohlen Fels, Königsfiguren und Entenköpfe aus Qatna.

Gleich zwei große Landesausstellungen, die im Winter 2009/2010 in Stuttgart zu sehen sind, profitieren von Ausgrabungen Tübinger Archäologen. Die bedeutenden Funde aus der Eiszeit, die aus Höhlen auf der Schwäbischen Alb von Mitarbeitern des Instituts für Ur- und Frühgeschichte geborgen wurden, bilden einen Schwerpunkt der Ausstellung »Eiszeit – Kunst und Kultur« im Kunstgebäude am Schlossplatz. Die andere Schau mit dem Titel »Schätze des alten Syrien – Die Entdeckung des Königreichs Qatna« wäre ohne die Grabungsergebnisse des Instituts für Kulturen des Alten Orients nicht möglich gewesen. Sie wird vom Württembergischen Landesmuseum im Alten Schloss präsentiert.

Beide Ausstellungen sind teilweise zeitgleich zu sehen. Und eine weitere Parallele: Beide geben Einblicke in längst vergangene Kulturen. Während die gezeigten Kunstwerke aus der Eiszeit allerdings vor etwa 40 000 bis 10 000 Jahren von *Homo sapiens sapiens* im Jungpaläolithikum geschaffen wurden, sind die Funde aus der Königsgruft in Qatna, im heutigen Syrien, »nur« etwa 3500 Jahre alt. Wie entstehen solche Ausstellungen – und welche Rolle spielt dabei die Universität Tübingen? »Die Initiative zur Qatna-Ausstellung ging vom Württembergischen Landesmuseum aus«, erinnert sich Prof. Peter Pfälzner, unter dessen Federführung 2002 die Königsgruft unter dem Palast des Königreichs Qatna entdeckt wurde. Qatna war im zweiten Jahrtausend vor Christus eine wichtige Handelsmetropole für die damaligen Großmächte Mesopotamien und

Ägypten. In Zusammenarbeit mit syrischen und italienischen Archäologen wurden dort rund 2000 Objekte ausgegraben. 400 Stücke, die Syrien zuvor noch nie verlassen haben, sollen jetzt in Stuttgart gezeigt werden. Die jahrelange Präsenz der Universität Tübingen vor Ort sowie die Zusammenarbeit mit syrischen Archäologen fungierten bei den Verhandlungen mit den syrischen Behörden als Türöffner, wie Peter Pfälzner sagt. »Das Projekt ist in sehr sehr enger Zusammenarbeit zwischen der Universität Tübingen und dem Württembergischen Landesmuseum entstanden«, betont der Tübinger Grabungsleiter. »Alle Schritte wurden gemeinsam besprochen, auch das wissenschaftliche Konzept.«

Zwei Studierende aus dem Tübinger Team, das rund 50 Mitarbeiter zählt, haben bereits im Sommersemester ein Praktikum am Landesmuseum gemacht. Beide waren auch bei den Grabungen dabei. Für das Konzept der Ausstellung als Kuratorin verantwortlich ist Privatdozentin Dr. Ellen Rehm, Wissenschaftlerin der Vorderasiatischen Archäologie. Sie arbeitet an der »Schnittstelle« (Pfälzner) zwischen Universität und Museum. Ihre auf zweieinhalb Jahre befristete Stelle finanziert das Land Baden-Württemberg. Initiator der Eiszeit-Schau ist die Landesregierung. Sie beauftragte das Archäologische Landesmuseum Baden-Württemberg in Konstanz mit deren Organisation und Umsetzung. Auch für diese Ausstellung gibt es eine Schnittstelle zwischen Universität und Museum: Sibylle Wolf, deren Arbeit aus Mitteln der Landes-

ausstellung finanziert wird, kümmert sich seit 2008 als wissenschaftliche Mitarbeiterin um eine reibungslose Zusammenarbeit zwischen den Hauptbeteiligten – dem Archäologischen Landesmuseum, dem Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und der Universität. Deren Mitarbeiterteam lieferte dem Museum die wissenschaftlichen Informationen zu den Objekten und deren Bedeutung. »Annähernd 300 Objekte, also einen Großteil der Exponate, stellt die Universität Tübingen für die Ausstellung zur Verfügung«, so Sibylle Wolf. Darunter die erst vor gut einem Jahr gefundene Venus aus dem Hohlen Fels bei Schelklingen. Sie wird in Stuttgart zum ersten Mal einem breiten Publikum gezeigt. Grabungsleiter Prof. Nicholas Conard über seine Erwartungen an die Präsentation der Funde: »Die Ausstellung soll eine rationale und eine emotionale Komponente haben. Sie soll dazu beitragen, dass das Verständnis der Eiszeit und der menschlichen Evolution wächst.« FÖR

»Eiszeit – Kunst und Kultur«
18. September 2009 bis 10. Januar 2010,
Stuttgarter Kunstgebäude

»Schätze des alten Syrien – Die Entdeckung des Königreichs Qatna«
17. Oktober 2009 bis 14. März 2010,
Württembergisches Landesmuseum Stuttgart,
Altes Schloss

Zu beiden Ausstellungen gibt es wissenschaftliche Begleitbücher mit Beiträgen von Tübinger und internationalen Archäologen.

Bilder im Kopf entstehen lassen

Das Akademische Orchester spielt den *Feuervogel* von Igor Strawinsky speziell für Kinder



Zeichnung: Marta von Platen (8 Jahre)

»Wuuusch!« – Mit selbstgemachter Geräuschkulisse und eindrucksvoller Gestik illustriert Tobias Hiller die Dramaturgie in Igor Strawinskys Ballett *Der Feuervogel*. Die Begeisterung für den Stoff und die Musik ist dem Universitätsmusikdirektor deutlich anzumerken. Mit einer Aufführung des Stücks speziell für Kinder will Hiller im Januar 2010 dem »Publikum der Zukunft« die klassische Musik näherbringen und Bilder im Kopf entstehen lassen.

Symbiose von Musik und Text

»Die bilderreiche Musiksprache des *Feuervogels* eignet sich dafür sehr gut«, erklärt Hiller. Das 1909/10 entstandene Werk erzählt eine von vielen Geschichten, die im slawischen Raum um das mythische Geschöpf des Feuervogels kreisen: Als der Feuervogel im Zaubergarten des Magiers Kastschej goldene Äpfel pflückt, wird er von Ritter Iwan gefangen und nur gegen Herausgabe einer goldenen Feder wieder freigelassen. Dann verliebt sich Iwan in Zarewna, eine von 13 Prinzessinnen, die der böse Zauberer gefangen hält. Am Ende kommt es, wie es im Märchen kommen muss: Die Prinzessinnen werden befreit, der Zauberer stirbt, Iwan und Zarewna sind glücklich. Diese klaren Abgrenzungen von Gut und Böse und die dramatischen Entwicklungen im Märchen kommen in Strawinskys musikalischer Umsetzung deutlich zum Ausdruck, so der Universitätsmusikdirektor. Als Sonderveranstaltung der Kinder-Universität richtet sich Hillers *Feuervogel*-Konzert an ein junges Publikum zwischen sechs und 14 Jahren. Wo in Strawinskys ursprünglichem Werk der Tanz die Geschichte illustriert, will Hiller die ausdrucksstarke Musik weitgehend für sich selbst sprechen lassen. Für die inhaltlich

wichtigsten Passagen des Märchens hat er Rudolf Guckelsberger vom Südwestrundfunk als Erzähler gewonnen. Der Dirigent ist gespannt auf das Zusammenwirken von Text und Musik, auch im Hinblick auf die »anspruchsvolle Akustik des Festsaaals«. Um eine gute Symbiose zu erreichen, müsse eben im Vorfeld ein wenig experimentiert werden. »Der Text darf aber die Dramaturgie des Stücks nicht ständig unterbrechen und kommentieren«, fordert Hiller. »Platz für die Vorstellungskraft der Kinder muss bleiben.«

Beim *Feuervogel* sei noch deutlich »russisches Klangkolorit« in der Tradition von Rimsky-Korsakow hörbar, erklärt der Universitätsmusikdirektor. Die Musik sei sehr bunt und virtuos und wirke geradezu märchenhaft. So spiegelt sich in der geheimnisvollen Anfangsmusik die Atmosphäre des verzauberten Gartens wider, und der gefangene Feuervogel zappelt hörbar im Netz. Das starke visuelle Element der Musik wird auch Einfluss auf den Probenprozess haben. »Ich werde den Musikern bildhaft erläutern, worum es jeweils geht«, so Hiller. Schließlich wolle er den Instrumenten bestimmte Klangfarben entlocken, um einzelne Aspekte des Märchens zu veranschaulichen. Eine besondere Herausforderung ist dabei der »Höllentanz«, bei dem die Untertanen des bösen Zauberers Kastschej in wilde Bewegung ausbrechen. »Das ist womöglich das schwierigste Stück, das wir je mit dem Orchester gespielt haben«, erklärt Hiller. Hier wird auch besonders deutlich, dass das Werk an einer Umbruchstelle der Musikgeschichte steht: Das rhythmisch komplizierte Arrangement weist bereits auf spätere Kompositionen Strawinskys hin wie etwa den *Sacre du printemps* (1913).

Ob Hiller seine Begeisterung für diese »wahn-sinnig interessante« Musik auch an Kinder weitergeben kann, die mit Fernsehbildern aufgewachsen und ganz andere Reize gewohnt sind? »Ich setze da auf den Live-Effekt«, meint er. Die Kinder sähen schließlich unmittelbar, wie die Musik entstehe. Eventuell könnten einzelne Zuhörer direkt im Orchester Platz nehmen und somit noch näher dabei sein. »Strawinsky hat ein gutes Timing, baut Spannungskurven auf und reizt das gesamte Spektrum von sehr leise bis höllisch laut aus«,



Zeichnung: Laura-Marie Müller (8 Jahre)

erklärt der Dirigent. Diese feinen Abstufungen, die sich in der heutigen Filmmusik nur selten finden, will Hiller seinem jungen Publikum bewusst machen. Der Eintritt zum Konzert ist frei, und Hiller hofft, »dass der Laden brummt«. Für interessierte Erwachsene kommt der *Feuervogel* – diesmal ohne Sprecher – auch beim Winterkonzert des Akademischen Orchesters vier Tage später zur Aufführung. Unter dem Titel »Märchenvögel« werden dabei zusätzlich weitere Stücke mit gefiederten Protagonisten präsentiert. TS



Zeichnung: Ole Eberhardt (5 Jahre)

Das Akademische Orchester
unter der Leitung von
Universitätsmusikdirektor Tobias Hiller spielt

Igor Strawinsky, *Der Feuervogel* für Kinder
27. Januar, 18 Uhr
Festsaal, Neue Aula
Eintritt frei

Winterkonzert »Märchenvögel«
31. Januar, 20.15 Uhr
Festsaal, Neue Aula
Igor Strawinsky, *Der Feuervogel*
Anatol Liadov, *Der verzauberte See*
Maurice Ravel, *Ma Mère l'Oye*
Jean Sibelius, *Der Schwan von Tuonela*

Amerikanisch-deutscher Literatur- und Kulturaustausch

23. Tübinger Poetik-Dozentur mit Jonathan Franzen, Adam Haslett – und Daniel Kehlmann

Im Zentrum des Interesses der von der Adolf Würth GmbH & Co. KG gestifteten Tübinger Poetik-Dozentur steht dieses Jahr der amerikanisch-deutsche Literatur- und Kulturaustausch. Die Präsidentschaftswahlen in den USA haben nicht nur neue politische Verhältnisse geschaffen, sondern auch dafür gesorgt, dass die USA wieder verstärkt im kulturellen und intellektuellen Bereich wahrgenommen werden. Die Autoren Jonathan Franzen und Adam Haslett wollen insbesondere der Frage nachgehen, welchen politischen Stellenwert amerikanische Gegenwartsliteratur einnehmen kann und wie sich dabei das Verhältnis zur deutschsprachigen Literatur gestaltet.

Jonathan Franzen wurde 1959 in der Nähe von Chicago geboren und wuchs in einer Vorstadt von St. Louis auf. Derzeit lebt er in New York. Zunächst studierte Franzen am Swarthmore College in Pennsylvania, später führte seine Begeisterung für die deutsche Sprache und Literatur den damaligen Studenten auch nach Berlin und München. Nach seiner Rückkehr in die USA arbeitete Franzen in einem seismologischen Labor an der Harvard University. 1988 veröffentlichte er seinen ersten Roman *Die 27ste Stadt*. Vier Jahre später folgte mit *Schweres Beben* der zweite. International bekannt wurde Franzen mit *Die Korrekturen*, die von der *Publisher's Weekly* als ein »Meisterwerk« gefeiert und 2001 mit dem *National Book Award* ausgezeichnet wurden. Auch in Deutschland erfuhr der Bestseller, der in eindringlicher Sprache das Auseinanderbrechen einer amerikanischen Mittelschichtsfamilie schildert, enormen Zuspruch.

Die Mittelschichtsfamilie im Zentrum

Ein anderes literarisches Genre bedient Franzen mit seiner Essaysammlung *Anleitung zum Alleinsein*. Darin gelingt es ihm, aus einer persönlichen Perspektive ein gesamtgesellschaftliches Bild Nordamerikas zu zeichnen, ohne dabei in eine eindimensionale Charakterisierung seines Landes zu verfallen. In seiner jüngst erschienenen, autobiografisch gefärbten Publikation *Die Unruhezone. Eine Geschichte von mir* steht erneut Franzens bevorzugtes Sujet, die amerikanische Familie der Mittelschicht, im Zentrum des Interesses.



Jonathan Franzen

Franzen gestaltet hier seine grotesken Erlebnisse als Jugendlicher in Elternhaus, Highschool und christlichen Ferienlagern. Adam Haslett, Jahrgang 1970, gilt als Überraschung der amerikanischen Literaturszene. Der Autor studierte sowohl kreatives Schreiben als auch Rechtswissenschaft. Während sein Debütwerk, eine Sammlung von Erzählungen mit dem Titel *Das Gespenst der Liebe*, im Jahre 2002 erschien, bereitete sich Haslett auf seinen Abschluss als Jurist vor. Der Unterschied zwischen Literatur und Recht sei, so Haslett, dass Literatur den Fokus auf das Innenleben der Figuren richten könne, während Recht sich primär mit dem Außen menschlicher Existenz befasse. Es ist eben jene detaillierte und erstaunlich lebensnahe Beschreibung emotionaler Vorgänge, die Hasletts Texte auszeichnet. Viele seiner Figuren sind an bipolaren Störungen erkrankt. Der emotionale Grundbass reicht von überschwänglichem Hochmut, wie beim manischen Erfinder der ersten Erzählung *Anmerkungen für meinen Biografen*, bis zu völliger Niedergeschlagenheit und innerer Leere wie beim Protagonisten in *Nach dem Krieg*.

Psychische Erkrankungen, Drogensucht und gemeinhin stigmatisierte Lebensformen – unter anderem Homosexualität – werden



Adam Haslett

nicht in voyeuristischer Manier zur Schau gestellt. Vielmehr geht es Haslett darum, die Mechanismen alltagspraktischer Verfahren aufzudecken, die derartige Diskriminierungen produzieren. *Das Gespenst der Liebe* wurde für mehrere bedeutende Literaturpreise nominiert. »Was für eine wunderbare Seltenheit«, lobt Jonathan Franzen, »ein junger Geschichtenerzähler der alten Schule, der etwas Wichtiges, Neues und Intelligentes zu sagen hat: Sie werden diese Geschichten lieben.« In Kürze wird Hasletts erster Roman, *Union Atlantic*, erscheinen.

Außerdem wird der Autor Daniel Kehlmann (*Die Vermessung der Welt*, 2005) im Rahmen der Tübinger Poetik-Dozentur mit Franzen ins Gespräch kommen. Kehlmann ist der amerikanischen Literatur aufs Engste verbunden. Während Jonathan Franzen begeistert von der deutschen Literatur ist, bezeichnet Daniel Kehlmann die amerikanische Literatur als seine eigentliche »große Liebe« (Buchjournal). Franziska Bergmann

Die Veranstaltungen der 23. Tübinger Poetik-Dozentur finden vom 1. bis 4. Dezember 2009 statt.

Weitere Informationen
www.poetik-dozentur.de

Zwischen Eros und Ekel

Das Museum der Universität Tübingen zeigt die Ausstellung »KörperWissen«

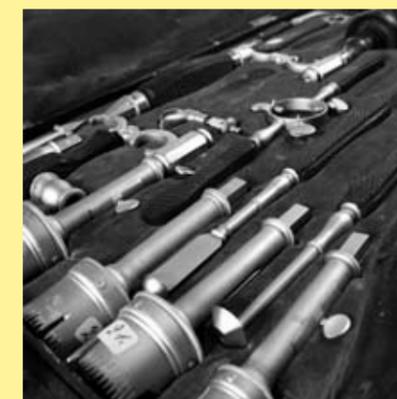
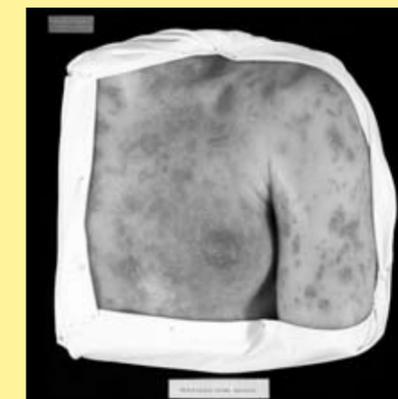
Der menschliche Körper zieht an und stößt ab, weckt stärkstes Interesse, ruft aber auch größten Widerwillen hervor. Und schon immer reizte er zur Erkundung und Erforschung, weit über das medizinische Erkenntnisinteresse hinaus. »KörperWissen« bedeutet jenseits wissenschaftlicher Reflexion zugleich Intuition, Emotion und künstlerische Auseinandersetzung. Darauf bezieht sich das Museum der Universität Tübingen (MUT) mit seinem Jahresthema.

Bereits Ende Juni 2009 gab es ein vorbereitendes, öffentliches Symposium zur aktuellen Ausstellung, bei dem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler diverser Disziplinen zu Wort kamen. Mit dem Publikum diskutierten sie Körperkonzepte und -bilder aus ihrem Forschungsgebiet und steckten damit ein weites Feld rund um den Körper ab. Anatomen und Physiologen, Ingenieure und Psychologen, Philosophen und Theologen, Biologen und Ethnologen, Maler und Schriftsteller analysieren, manipulieren und konstruieren ihn und haben eine Vielzahl von Körper- und Menschenbildern geprägt. Doch nicht nur Experten, auch Laien produzieren Vorstellungen und Erwartungen rund um den Körper und beeinflussen ihrerseits die Wissenschaft. Beispielsweise begründete die Fitnessbewegung seit den 1980er-Jahren ein neues Ideal von jungen, schlanken, dynamischen Menschen und begünstigte wissenschaftliche Disziplinen von der Schönheitschirurgie über die Ernährungswissenschaft bis zur Trainingslehre. Die Komplexität der Körperbilder umzusetzen und anhand von Objekten zu visualisieren, ist das Ziel der fachübergreifenden Sonderausstellung »KörperWissen. Erkenntnis zwischen Eros und Ekel«. In diesem Wintersemester wird sie Präparate, Geräte, Modelle, Skulpturen, Bücher und Bilder aus vielen Bereichen der Universität im Rittersaal des Schlosses Hohentübingen präsentieren und zwischen den »schönen« Idealkörpern des Ausstellungsraums arrangieren. Ein Ziel ist dabei, die dortige Dauerausstellung antiker Skulpturenabgüsse in neue Kontexte zu stellen, lebenswissenschaftliche Betrachtungsweisen des Körpers künstlerischen gegenüberzustellen und damit Objekte aus divergenten Zusammenhängen in ein neues Blickfeld zu rücken.

Die Ausstellung ist in sieben Schwerpunkte gegliedert. »KörperBild« stellt das Thema insgesamt vor und verweist auf die praktischen wie diskursiven Konstruktionen des Körpers in verschiedenen Zeiten und Kulturen. Die weiteren sechs Abteilungen vertiefen diesen Ansatz, angefangen mit dem Bereich »KörperKult«, der Idealisierung, aber auch leibliche Konventionalisierung behandelt. Die Entwicklung des Körpers selbst stellt »KörperWandel« in den Mittelpunkt und fragt nach dem Körper als Gedächtnisspeicher des Lebens. »KörperTeil« präsentiert den fragmentierten Blick der Wissenschafts- wie der Alltagskultur auf Körperbau oder Organe. Dagegen zeigt »FremdKörper« technische Ergänzungen, aber auch die Entfremdung des Menschen von seinem Körper und die Fremdheit ungewohnter Körper. Fremdheit als Kriterium der Konstruktion von Kollektiven thematisiert »KörperPolitik«,

wobei das Augenmerk auch auf die Rassenkunde im Nationalsozialismus gelegt wird, für die die Universität Tübingen eine wichtige Rolle spielte. Dass dieser Überzeugung nach Körpermerkmale auch Einfluss auf geistige und soziale Fähigkeiten der Angehörigen sogenannter Rassen nehmen sollten, führt auf die Kategorie »Körper + Geist« hin. Sie befasst sich mit dem Problem, ob Geist und freier Wille reine Epi-Phänomene des Gehirns sind, durch die sich der Mensch eine Einzigartigkeit in der Natur konstruiert. Alle sieben Schwerpunkte eint die Frage, was Menschen mit ihren und fremden Körpern machen, was sie rund um sie denken, sagen und schreiben. Begleitend zur Ausstellung gibt es eine Publikation sowie eine Vorlesungsreihe im »Studium Generale«.

Philipp Aumann,
Volontär am Museum der Universität Tübingen



»KörperWissen. Erkenntnis zwischen Eros und Ekel«

Nebenstehend eine kleine Vorausschau auf die Ausstellung, die vom 30. Oktober 2009 bis 31. Januar 2010, mittwochs bis sonntags, jeweils 10 bis 17 Uhr im Museum Schloss Hohentübingen zu sehen ist.

Studium-Generale-Vorlesung zur Ausstellung: Wintersemester 2009/10, donnerstags 18 Uhr, Zentrales Hörsaalgebäude Kupferbau, Hölderlinstraße

www.unimuseum.uni-tuebingen.de

Es grünt so grün!

Die Studierendeninitiative »Greening the University« macht die Tübinger Universität zum Vorreiter in Sachen Nachhaltigkeit und Umweltschutzmanagement



Foto: Initiative »Greening the University«

Umweltschutz und Nachhaltigkeit sind für viele Studierende wichtige Themen – auch und vor allem an ihrem Arbeitsplatz, der Universität. Die Mitglieder der Initiative »Greening the University«, hier auf dem Balkon der Neuen Aula, wollen viel bewegen.

Die traditionsreiche Universität Tübingen ist auf dem Weg zur EMAS-zertifizierten (Eco-Management and Audit Scheme) Hochschule, denn: Nachhaltigkeit geht alle an. Das findet jedenfalls eine bunt gemischte Gruppe von Studierenden, die im Winter 2006 die Initiative »Greening the University« gründete. Es ist eine Geschichte von engagierten Umweltschützern, die auszogen, um Großes zu leisten, und bereits Beachtliches erreicht haben.

Idee wird zum Selbstläufer

»Ziel ist es, unsere Universität zu einem Ort zu machen, an dem Nachhaltigkeit keine Floskel, sondern ein gelebtes Konzept ist!« Florian Dirner ist ein schlagfertiger junger Mann, der als Mitglied von »Greening the University« für die Pressearbeit der Studierendeninitiative verantwortlich ist und Sponsoren für deren Projekte sucht. Gegründet wurde »Greening the University« im Wintersemester 2006 durch Alejandro Esguerra, den ehemaligen AStA-Umweltreferenten an der Universität. Eigentlich wollte er ein Symposium zum Thema »Perspektiven für eine nachhaltige Hochschule« auf die Beine stellen. Und wie das oft so ist mit guten Ideen, wurde »Greening the University« bald zum Selbstläufer.

Nicht nur Studierende aller Fachbereiche fühlten sich angesprochen, sondern auch Stiftungen, das Rektorat und EMAS unter-

stützten das Projekt bereits in seinen Kinderschuhen. Auch das Interesse der Medien war von Anfang an immens. Die Pressearbeit wurde daher für den Studenten Dirner zum Vollzeitjob. »Unser erster Kontakt mit dem Umweltmanagementsystem EMAS kam während eines Besuchs an der Universität Bremen zustande. Alejandro ist damals hingefahren und hat sich mit den zuständigen Mitarbeitern getroffen, um Tipps und Einstiegsmöglichkeiten zu erfragen und ein erstes Netzwerk aufzubauen«, berichtet Florian Dirner über die Anfänge der Initiative. Die Universität Bremen nahm für die Studierenden der Initiative eine Vorbildfunktion ein, weil sie seit Anfang 2004 ein nach EMAS validiertes Umweltmanagementsystem vorweisen kann. EMAS, auch Öko-Audit genannt, ist eine europäische Verordnung über die freiwillige Beteiligung von Unternehmen und Organisationen zur kontinuierlichen Verbesserung der betrieblichen Umweltbilanz. In Baden-Württemberg ist bisher keine Universität EMAS-zertifiziert. »Wir wussten aber: Das können wir in Tübingen, bei einer sonst so grünen und umweltfreundlichen Stadt, mit der Uni auf jeden Fall erreichen.«

Momentan steckt der EMAS-Prozess an der Universität Tübingen in einer konzeptionellen Phase. Vorrangiges Ziel ist hier zunächst die effiziente Nutzung und Einsparung knapper Ressourcen wie Wasser, Energie und Papier.

Das EMAS-Konzept sieht außerdem vor, das Leitbild der Nachhaltigkeit in Forschung und Lehre zu verankern und die Beschäftigten in den Prozess der kontinuierlichen Verbesserung der Umweltleistungen der Universität einzubeziehen – das Umweltmanagement soll »gelebt« und von allen Universitätsangehörigen mitgetragen werden.

Gleich mehrere Förderer

Das Nachhaltigkeitsprojekt wird vom baden-württembergischen Umweltministerium mit 20 000 Euro gefördert. Am 14. Juli hat Umweltministerin Tanja Gönner symbolisch mit einem Scheck den Förderbescheid während des ersten Symposiums übergeben: »Die Initiative verdient Anerkennung. Die Universität ist auf Umweltkurs. Mit der Einführung des Umweltmanagements schärft die Hochschule ihr Profil in den Bereichen Umweltschutz und Nachhaltigkeit«, sagte Gönner. »Ich schätze, dass die 20 000 Euro ein Drittel der Gesamtkosten im nächsten Jahr abdecken werden«, vermutet Dirner. Weitere Fördergelder kamen bisher unter anderem von den Stadtwerken Tübingen, der Heinrich-Böll-Stiftung Baden-Württemberg, dem AStA und von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt. »Das Budget bleibt allerdings trotzdem niedrig«, so Dirner, wir müssen für jedes Projekt neu überlegen, wie wir es finanzieren können. Es gibt keine regelmäßige feste Grundlage.«

Beim aktuellen neuen Großprojekt »Studium Oecologicum«, das sich aus verschiedenen Vorlesungen und Kursen an der Universität zusammensetzt, werden Studierende und Dozenten mit Aspekten nachhaltiger Entwicklung konfrontiert.

Sensibilisierung für Umweltthemen

Ziel ist es, in Kursen des Career Service und in Studium-Generale-Vorlesungen Studierende aller Fachrichtungen an die Thematik heranzuführen und zu aktivieren, sodass sie im Alltag selbständig sinnvolle umweltbewusste Entscheidungen treffen können. Dass die Teilnehmer ein Gefühl für eine nachhaltige Lebensweise entwickeln, ist ein weiteres Ziel des »Studium Oecologicum«. Für die Vorlesungsreihe des Studium Generale konnten unter anderem Prof. Gesine Schwan und Prof. Gerhard de Haan, Vorsitzender des Deutschen Nationalkomitees der UN-Dekade zur »Bildung für nachhaltige Entwicklung«, als Referenten gewonnen werden. Die Kurse des Career Service waren im Sommersemester 2009 überfüllt. Im Wintersemester wurde das Angebot aufgestockt, um mehr Studierenden und anderen Interessierten die Teilnahme zu ermöglichen. Zudem wird angestrebt, durch wachsende Mitgliederzahlen bei »Greening the University« und mehr Projekte an der Universität Tübingen, nicht nur die Universität Tübingen bei EMAS zu akkreditieren, sondern bei Projekten in der Zukunft auch andere Hochschulen mit einzubeziehen. In die Projekte und Veranstaltungen mussten die Studierenden der Tübinger Initiative viel Zeit investieren. Das Engagement von »Greening the University« hat sich aber gelohnt. Für ihre Bemühungen um eine nachhaltige Hochschule wurde die Initiative im März 2009 als offizielles UN-Dekadeprojekt ausgezeichnet. Die UN-Dekade ist eine noch bis 2014 ausgerufenen internationale Initiative, die Prinzipien nachhaltiger Entwicklung weltweit in den nationalen Bildungssystemen verankern soll. Die internationale Leitung der Dekade liegt bei der UNESCO. Bundespräsident Horst Köhler ist Schirmherr für den deutschen Teil der Initiative, die sich »Bildung für nachhaltige Entwicklung« nennt. Mit den momentan rund 15 Mitgliedern bei



Foto: Albrecht

Die Umweltministerin des Landes Baden-Württemberg Tanja Gönner gibt mit der symbolischen Schecküberreichung an den Rektor der Universität Bernd Engler den Startschuss für die EMAS-Zertifizierung. Mit Hilfe des Öko-Audits soll sichergestellt werden, dass die Universität ihre betriebliche Umweltbilanz kontinuierlich verbessert.

»Greening the University« ist diese Auszeichnung unter insgesamt 800 nationalen Initiativen ein sehr großer Erfolg. Die endgültige Zertifizierung durch EMAS wird für 2011 erwartet. Nicht zuletzt für die Studierenden der Initiative wäre das eine enorme Anerkennung ihrer Arbeit. Auch die Universität Tübingen könnte durch ihre Vorreiterrolle in Sachen Umweltschutz ein großes Plus im kommenden Exzellenzwettbewerb verbuchen. »Nachhaltige Uni wäre wirkliche Exzellenz«, meint zumindest Florian Dirner. Bis zur EMAS-Zertifizierung wollen die Studierenden allerdings nicht herumsitzen, sondern weiter anpacken.

Ausbaupläne der Initiative

Im nächsten Jahr soll neben den schon verwirklichten Projekten die Hochschulregion Tübingen-Hohenheim in die Projekte integriert werden. Weiter soll eine Publikation der Studium-Generale-Vorlesungen erscheinen und fleißiges »Spread Greening« betrieben werden: eine Aufbauhilfe bei der Gründung von Studierendeninitiativen an anderen Universitäten.

Umweltministerin empfangen, Treffen mit dem Rektorat, wöchentliche Organisation, Projektleitungen – bleibt denn in Zeiten straff organisierter Studiengänge überhaupt noch Engagement fürs Studium übrig? »Klar ist, dass mit der gleichen Arbeit mehrere Hauptamtliche beschäftigt werden könnten«, schmunzelt Florian Dirner, »und zudem ist der problematische Aspekt bei der Mitarbeit, dass das neue »Ellenbogenstudium« oft tiefer greifende Teilnahmen an Non-Profit-Organisationen eben verhindert.« Trotz »Ellenbogenstudium« gibt es einen festen Kern im gemeinnützigen Verein. Und selbst wenn Mitglieder vom Studium ins Berufsleben wechseln, bleibt der enge Kontakt mit »Greening the University« bis jetzt weiterhin bestehen. Studierende, die sich auch in Zeiten von Bologna zu Engagement in Sachen Nachhaltigkeit berufen fühlen, sind herzlich eingeladen, bei »Greening the University« mitzumachen. Elsa-Laura Horstkötter

Weitere Informationen
www.greening-the-university.de

Neu im Unibund

Stefan Arbeiter, Tübingen
 Prof. Dr. Ingo Autenrieth, Tübingen
 Prof. Dr. Victor Batyrev, Tübingen
 Dr. Georg Thomas Belge, Kusterdingen
 Thomas Bez, Stuttgart
 Dr. Florian Bien, Tübingen
 Hannah-Lena Blonski, Rottenburg
 Prof. Dr. Wolfgang Blumers, Stuttgart
 Christian Bock, Tübingen
 Arno Jean Bollhalter, St. Gallen
 Prof. Dr. Paul Bons, Tübingen
 Ralf Braun, Freudenstadt
 Prof. Dr. Georg Breucha, Hechingen
 Prof. Dr. Claudia Buch, Tübingen
 Jochen Buchele, Frankfurt a.M.
 Steffen Carl, Ostfildern
 Prof. Dr. Volker Henning Decroll, Kirchentellinsfurt
 Thomas Demmel, Tübingen
 Kim Dienelt, Tübingen
 Benjamin Dietrich, Tübingen
 Prof. Dr. Thomas Diez, Tübingen
 Lukas Diez, Tübingen
 Dr. Martin Ebinger, Tübingen
 Annette Ebinger, Tübingen
 Emmi Ebinger, Tübingen
 Elias Ebinger, Tübingen
 Klara Ebinger, Tübingen
 Ava Ebinger, Tübingen
 Johannes Ebinger, Tübingen
 Monika Eckstein, Dischingen
 Prof. Dr. Michael Eilfort, Berlin
 Prof. Dr. Eve-Marie Engels, Tübingen
 Marcel Epler, Tübingen
 Fabian Everding, Tübingen
 Christian Fauß, Gäufelden
 Dr. Konrad Feige, Reutlingen
 Dr. Gerhard Femppel, Stuttgart
 Dr. Wolfgang Fiedler, Oberboihingen
 Restaurant Rosenau
 Brigitte u. Ernst Fischer, Tübingen
 Eva Fiscus, Tübingen
 Prof. Dr. József Fortágh, Tübingen
 Kai Lorenz Freund, Tübingen
 Franz Füg, Tübingen
 Dr. Meinrad Gawaz, Tübingen
 Andrea Gawaz, Tübingen
 Paul Gawaz, Tübingen
 Lennart Gawaz, Tübingen
 Henri Gawaz, Tübingen
 Valentin Gawaz, Tübingen
 Dr. Klaus Gekeler, Albstadt

HighFinesse GmbH
 CEO Joachim Gellert, Tübingen
 Christoph Gerum, Tübingen
 Dr. Jürgen Gneveckov, Albstadt
 Daniel Gottschall, Tübingen
 Prof. Dr. Klaus Großmann, Neuhausen
 Dr. Dietmar Grözinger, Riedlingen
 Dr. Thomas M. Grupp, Stuttgart
 Christin Gumbinger, Tübingen
 Dr. Rainer Hägele, Stuttgart
 Johanna Hahn, Tübingen
 Eva Hanau, Tübingen
 Florian Heimgärtner, Tübingen
 Clemens Hohl, Reutlingen
 Caterina Horn, Nusplingen
 Rainer Hummel, Mössingen
 Uwe Jansen, Ludwigsburg
 Katrin Jaskulski, Oberndorf
 Dr. Harald Jatzke, Berlin
 Daniel Keip, Tübingen
 Erhard Keßler, Hechingen
 Dipl.-Kfm. Michael Kienzle Asperg
 Julia Kissler, Hilzingen
 Nina Klett, Tübingen
 Alexander Knittel, Böblingen
 Hans-Werner Köblitz, Bad-Teinach-Zavelstein
 Josefine Köblitz, Bad-Teinach-Zavelstein
 Christian Korn, Müllheim
 Jennifer Körner, Stuttgart
 David Lähnemann, Tübingen
 Oberbürgermeister Michael Lang, Wangen i.A.
 Thomas Lappi, Tübingen
 Florian Lösch, Ginseldorf
 Hanna Luik, Stuttgart
 Prof. Dr. Claudia Maienborn, Tübingen
 Andreas Maier GmbH
 Andreas Maier, Schwendi-Hörenhausen
 Landratsamt Main-Tauber-Kreis,
 Tauberbischofsheim
 Prof. Dr. Irmgard Männlein-Robert, Tübingen
 Prof. Dr. Wolfgang Matzat, Tübingen
 Laura Mega, Tübingen
 Dr. Erhard Moosmayer, Bonn
 Sandra Müller, Tübingen
 Jennifer Müller, Tübingen
 Dr. Heinz Muschel, Remshalden
 Ann-Catrin Nothdurft, Reutlingen
 Nadine Nowara, Eningen
 Dr. Fritz Oesterle, Stuttgart
 Oberbürgermeister Julian Osswald,
 Freudenstadt
 Dr. Jürgen Ott, Weingarten

Prof. Dr. Heinrich Pachner, Stuttgart
 Inga Pavlovaite, Tübingen
 Regierungsvizepräsidentin Grit Puchan,
 Nehren
 Prof. Dr. Doron Rapaport, Tübingen
 Walter Reinhard, Rottenburg
 Natalie Reinsch, Tübingen
 Prof. Dr. Barbara Remmert, Tübingen
 Dr. Volkhard Rentschler, Altbach
 Dr. Gerhard Riehle, Stuttgart
 Dr. Albrecht Rittmann, Korntal-Münchingen
 Prof. Dr. Hans-Peter Rodemann, Stuttgart
 Irid Röhm-Kloster, Frankfurt
 Georg Rudolf, Tübingen
 Magdalena Ruoffner, Tübingen
 Prof. Dr. Andrea Santangelo, Tübingen
 Prof. Dr. Dr. h.c. Muharrem Satir, Tübingen
 Anna Saulin, Tübingen
 Frederik Schmidt, Attendorn
 Dr. Marianne Schönberger-Breucha,
 Hechingen
 Jan Robert Schulz, Hannover
 Magdalena Schulze, Tübingen
 Jörg Schwab, Tübingen
 Werner Schwägerle, Tübingen
 Prof. Dr. Michael Schwarz, Tübingen
 Roland Schwiese, Tübingen
 Prof. Dr. Heiner Albrecht Sigel, Freiburg
 Nermin Soman Satir, Tübingen
 Dr. Kurt Spanier, Nehren
 Stadt Wangen i.A., Wangen i.A.
 Paul Stehberger, Zürich
 Ulla Steuernagel, Tübingen
 Dr. Irina Stöß, Frankfurt a.M.
 Prof. Dr. Marcos Tatagiba, Kirchentellinsfurt
 Prof. Dr. Ansgar Thiel, Tübingen
 Elisabeth Tielsch-Staiger, Tübingen
 Irina Tolokonnikova, Tübingen
 Anne-Kathrin Tomaszewski, Tübingen
 Dr. med. Ruth Touysserkani, Trier
 Dr. Thilo Traub, Stuttgart
 Comp-Data Computer GmbH
 Gf Reiner Veit, Albstadt
 Irmgard Weis, Balingen
 Prof. Dr. Lars Wesemann, Tübingen
 Annette Widmann-Mauz MdB, Balingen
 Sarah Windisch, Tübingen
 Wolfgang Wolf, Esslingen
 Dr. Hermann Wundt, Tübingen
 Erkan Yilmazer, Tübingen
 Janina Zimmermann, Tübingen
 Prof. Dr. Stephan Zipfel, Tübingen

Prof. Dr. Ludolf Müller
 Peter Rösch
 Ehrensator Bernd Wiedmann

Wir trauern um

Ehrensator Henry Ehrenberg
 Prof. Dr. Wolf-Ernst Reif
 Prof. Dr. Martin Hengel

Rosemarie Gaupp
 Prof. Dr. Helmut Haselmann
 Dr. Paul Kaiser

Aus der Mitgliederversammlung

Der Vorsitzende des Universitätsbundes Staatssekretär Hubert Wicker begrüßte bei der Mitgliederversammlung am 15. Mai über 120 Mitglieder im Großen Senat. In seinem Jahresbericht warb er um nachhaltige tatkräftige Unterstützung der Förderarbeit des Unibundes auch für das kommende Jahr, das im Zeichen der aktuellen globalen Wirtschafts- und Finanzkrise auch den Universitätsbund vor besondere Herausforderungen stelle. Erfreulich die Entwicklung der Mitgliederzahl: Im laufenden Jahr sei wieder die 2000er Grenze überschritten worden. Noch in diesem Jahr starte eine Aktion »Mitglieder werben Mitglieder«. Rektor Bernd Engler und der Vorsitzende Hubert Wicker konnten wieder zahlreiche Mitglieder für ihre langjährige Mitgliedschaft mit der Unibundmedaille und einer Urkunde auszeichnen. Mehr dazu auf der Internetseite des Unibundes: <http://homepages.uni-tuebingen.de/Unibund>



Staatssekretär Hubert Wicker bei der Ehrung langjähriger Mitglieder

Im feierlichen Rahmen der Mitgliederversammlung fand auch wieder die Verleihung der hochdotierten Attempo-Preise für herausragende Forschungen von Nachwuchswissenschaftlern in den Neurowissenschaften statt. Sie gingen an Dr. Christof Kayser und Dr. Matthis Synofzik.

Die jährliche Mitgliederversammlung wird zukünftig am Dies Universitatis abgehalten, der in der Regel Mitte Oktober das akademische Jahr feierlich eröffnet. Alle Unibund-Mitglieder werden zum Dr. Leopold Lucas-Preis, der weiterhin im Mai vergeben wird, wie bisher persönlich eingeladen.

Unibund-Mitglieder sind jetzt Angehörige der Universität

Die Mitglieder des Universitätsbundes und die Alumni sind seit April 2009 zugleich Angehörige der Eberhard Karls Universität. Dies wurde durch eine Änderung der Grundordnung, die der Senat der Universität beschlossen hat, möglich. Damit will die Universität ihre Wertschätzung gegenüber ihren Ehemaligen, Freunden und Förderern in besonderer Weise zum Ausdruck bringen.

E-Mail-Adressen der Mitglieder

In einem Rundschreiben wurden alle Mitglieder gebeten, der Geschäftsstelle ihre E-Mail-Adresse mitzuteilen. Per E-Mail könnten alle Mitglieder häufiger und schneller über aktuelle Ereignisse und über Aktivitäten der Universität und des Universitätsbundes unterrichtet werden. Wer noch über keine entsprechende Adresse verfügt, kann eine solche jederzeit über die Geschäftsstelle des Unibundes beantragen.

Spendenwerbeaktion

Trotz der derzeitigen schwierigen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen wird auch in diesem Jahr eine gesonderte Spendenwerbeaktion durchgeführt, um die laufenden Förderaktivitäten nicht abrechnen lassen zu müssen.

Ingrid Hornberger-Hiller RECHTSANWÄLTIN

Tätigkeitsschwerpunkte:

Vertragsrecht
 Arbeitsrecht
 Familienrecht
 Markenrecht

Stöcklestr. 20,
 72070 Tübingen,
www.hornberger-hiller.de,
Telefon 07071/44515,
 Telefax 07071/410 808

<p>Di. 20.10.2009</p> <p>SEMESTER-ERÖFFNUNGSKONZERT <i>Große Philharmonie Polen</i> <i>Dariusz Mikulski</i> – Leitung <i>Valery Oistrach</i> – Violine</p>	<p>Do. 10.12.2009</p> <p>WEIHNACHTSKONZERT CONSORT <i>Heidelberg-Amsterdam</i> <i>Reinhold Friedrich</i> – Trompete <i>Jörgen van Rijen</i> – Posaune</p>	<p>Fr. 29.1.2010</p> <p>RADIO-SINFONIEORCHESTER STUTTGART <i>Matthias Pintscher</i> – Leitung <i>Veronika Eberle</i> – Violine</p>	<p>Mi. 10.3.2010</p> <p>SLOWAKISCHE PHILHARMONIE <i>Daniel Raiskin</i> – Leitung <i>Jonathan Gilad</i> – Klavier</p>
<p>Mo. 9.11.2009</p> <p>THE ENGLISH CHAMBER ORCHESTRA <i>Stephanie Gonley</i> – Leitung/Violine</p>	<p>So. 10.1.2010</p> <p>NEUJAHRSKONZERT „HOLLYWOOD-NIGHT“ <i>Tschechisches National Symphonieorchester</i> <i>Stanislav Vavřínek</i> – Leitung</p> <p>Filmmusik: Werke von Newman, Rota, Mozart, Myers, Bernstein, Mancini, Morricone, Strauss, Williams, Gardner/Warren, Gershwin und Webber</p>	<p>Do. 25.2.2010</p> <p>SMETANA TRIO PRAG <i>Jitka Cechova</i> – Klavier <i>Jana Vonaskova Novakova</i> – Violine <i>Jan Palenicek</i> – Violoncello</p>	<p>Do. 18.3.2010</p> <p>KIEV PHILHARMONIC CHAMBER ORCHESTRA <i>Roman Kofman</i> – Leitung <i>Giampiero Sobrino</i> – Klarinette</p> <p>Di. 30.3.2010</p> <p>KLAVIERABEND mit ARCADI VOLODOS</p>
<p>Di. 17.11.2009</p> <p>ISTANBUL SYMPHONY ORCHESTRA <i>Betin Günes</i> – Leitung <i>Ilya Rashkovskiy</i> – Klavier</p>	<p>Saison erstmalig mit Schulprojekt: KLASSIK ist KLASSE Info - Telefon: 07071 - 2974658</p> <p>Abonnements von 199 € bis 295 € mit Preisvorteil bis zu 130 € erhältlich bei: Museumsgesellschaft und Verkehrsverein, Tel. 07071-22876 oder Tel. 07071-91360 Freiverkauf der Karten bei allen bekannten Vorverkaufsstellen und online über: www.konzerte-tuebingen.de</p>		

Impressum

attempo! ist die Zeitschrift der EBERHARD KARLS UNIVERSITÄT TÜBINGEN und der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e. V. (Universitätsbund). Sie wird herausgegeben vom Rektor der Universität und erscheint zweimal jährlich zu Semesterbeginn. ISSN: 1436-6096. attempo! im Internet: www.uni-tuebingen.de/aktuell/veroeffentlichungen/attempo.html

Redaktion: Michael Seifert (MS, verantwortlich), Janna Eberhardt (JE), Gabriele Förder (FÖR), Maximilian von Platen (MvP) und Dr. Tina Schäfer (TS, Volontärin)

Adresse: Wilhelmstr. 5, 72074 Tübingen, Tel.: 07071/ 29-76789, Fax: 07071/ 29-5566, E-Mail: michael.seifert@uni-tuebingen.de

Layout: Barbara Kalb. Konzept und Beratung: nalbach typografik, Stuttgart.

Fotografen: Friedhelm Albrecht, Ruth Soppa
 Titelfoto: Ruth Soppa

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Jürg Häusermann, Frido Hohberger, Prof. Dr. Herbert Klaeren, Prof. Dr. Joachim Knape, Dietmar Koch, Sigi Lehmann.

Druck: Gulde Druck GmbH & Co. KG. Anzeigen: vmm wirtschaftsverlag gmbh & co.kg Maximilianstraße 9, 86150 Augsburg Tel.: 0821/ 4405-423 www.vmm-wirtschaftsverlag.de

Auflage: 11 000 Exemplare. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder. Textabdruck nur mit Zustimmung der Redaktion. Bankverbindungen des Universitätsbundes: KSK Tübingen Nr. 110608, Deutsche Bank AG Tübingen Nr. 1208080000, Volksbank Tübingen Nr. 15818004.

Medizinisches Trainings- und Vitalcenter
 Med. Trainingstherapie
 Prävention
 Schwefelbad
 Kneippanlage
 Saunalandschaft
 Entspannungsbecken
 Massagen
 Packungen

Neueröffnung am 12.10.2009

Bad Sebastiansweiler
 Hechinger Straße 26 · 72116 Mössingen · Tel. 07473/3783-438
info@bad-sebastiansweiler.de · www.bad-sebastiansweiler.de

Tübingen macht blau
 10% weniger CO₂ bis 2010

bluegreen
 – 100% aus Wasserkraft!

Sauberer Strom für nur 1,19 Cent/kWh zu jedem swt-Tarif.

- ✓ klimafreundlich
- ✓ natürlich
- ✓ nachhaltig

Jetzt wechseln für den Klimaschutz:
www.swtue.de/oekostrom

Stadtwerke Tübingen GmbH
 Eisenhutstraße 6 | 72072 Tübingen
www.swtue.de

Energie, die uns bewegt!

VitalAire™

Deutschlands größter Partner für
die respiratorische Heimtherapie

Servicetel. 0800/2 51 11 11*
Servicefax 0800/2 02 02 02*
www.vitalaire.de · info@vitalaire.de
* gebührenfrei



**Zukunft mit Perspektive.
Willkommen in der Welt des Handels!**



Trainee (w/m) zum Verkaufsleiter

Lidl zählt zu den führenden Unternehmen im Lebensmitteleinzelhandel in Deutschland. Mittlerweile ist das Unternehmen in ganz Europa aktiv. In Deutschland sorgen 34 rechtlich selbstständige Regionalgesellschaften mit 3.000 Filialen und über 50.000 Mitarbeitern für die Zufriedenheit der Kunden. In der Welt des Handels ist jeder Tag eine spannende Herausforderung. Planen, agieren, entscheiden – immer in Bewegung, immer anders: So sieht Ihr Tag als Verkaufsleiter (w/m) aus. Wenn Sie sich darauf freuen, in einem engagierten Team bei Lidl etwas zu bewegen, dann freuen wir uns auf Ihre Bewerbung!

Ihre Aufgaben

Bei Lidl wird gehandelt. Dynamisch, schnell, erfolgreich. Um Sie optimal auf Ihre zukünftige Führungsaufgabe vorzubereiten, stehen Sie bei Lidl vom ersten Tag an mitten in der Praxis. Unterstützt von erfahrenen Verkaufsleitern (w/m) erhalten Sie einen gründlichen Einblick in das Tagesgeschäft des Lebensmitteleinzelhandels. Während dieser intensiven, von einem Seminarprogramm z. B. zum Thema Führung, Präsentation oder Konflikttraining begleiteten Einarbeitungsphase lernen Sie einfach alles, um direkt durchzustarten: Sie sind als Verkaufsleiter (w/m) für einen Bezirk mit durchschnittlich fünf Filialen verantwortlich. Sie organisieren alle geschäftlichen Aktivitäten, von der Planung über die Einstellung und Führung von Mitarbeitern bis hin zum Controlling und sorgen so für die optimale Umsetzung unseres Unternehmenskonzeptes.

Ihr Profil

Wir suchen Absolventen oder Young Professionals, die sich auf das Abenteuer Handel freuen. Dazu bringen Sie eine hohe Motivation zum Lernen, Kommunikationsfähigkeit, ein vorbildliches Auftreten und Spaß an neuen Herausforderungen mit. Wenn Sie also nach Ihrem Studienabschluss an einer Universität, Fach- oder Dualen Hochschule Ihre theoretischen Kenntnisse in die Praxis umsetzen wollen, sind Sie bei uns richtig!

Unser Angebot

Sie erhalten von Anfang an ein überdurchschnittliches Gehalt und einen Firmenwagen, den Sie selbstverständlich auch privat nutzen können. Wir sind ein junges Unternehmen, das schnell und dynamisch wächst. Diese Chance bieten wir auch Ihnen. Schlanke Strukturen und unsere zielgerichtete Personalbetreuung eröffnen beste Perspektiven. Engagement und Können zahlen sich aus: Lidl lohnt sich!

Interesse geweckt?

Dann überzeugen Sie uns mit Ihrer aussagekräftigen Bewerbung, die wir selbstverständlich vertraulich behandeln. Wir führen das Bewerbungsverfahren im Auftrag unserer Regionalgesellschaften durch und leiten Ihre Bewerbung deshalb an die für Ihre Region zuständige Gesellschaft weiter. Senden Sie Ihre Unterlagen unter Angabe der Referenznummer an:

Lidl Personaldienstleistung GmbH & Co. KG
Abteilung Recruiting
Ref.-Nr. 29840110150
Rötelstraße 30 · 74172 Neckarsulm

Bewerbung online unter:
www.lidl.de
oder per E-Mail unter:
bewerbung@lidl.de

Wenn's nicht mehr weiter geht ...

Anwälte am Neckartor
anwaelte@neckartor.de · www.neckartor.de

Neckargasse 22 D-72070 Tübingen-Fax: 07071/5651919

Gottfried Knott
Rechtsanwalt

Verena Knott-Thiemann
Rechtsanwältin
Fachanwältin für Familienrecht

Argiris Balomatis
Rechtsanwalt
Fachanwalt für Familienrecht

Telefon 565 190

EINSTIEG BEI LIDL DEUTSCHLAND



Lidl lohnt sich.

„Unser Labor bietet ein Umfeld, in dem Sie sich äussern können. Es gibt stets konstruktive und leidenschaftlich geführte Debatten. Die Kollegen kommen nicht nur einfach zur Arbeit. Sie sind hier, um etwas zu verwirklichen.“

Matthias

Roche, Schweiz



Setzen Sie Zeichen. Für ein besseres Leben.

Bei Roche setzen sich rund 80'000 Mitarbeitende in 150 Ländern für die Erforschung, Entwicklung und Vermarktung von innovativen Gesundheitslösungen ein, um das Leben von Millionen Menschen entscheidend zu verbessern. Wir hinterfragen konventionelle Denkmuster und stellen uns den Herausforderungen unserer Zeit. Das hat uns zu einem der weltweit führenden forschungsorientierten Healthcare-Unternehmen gemacht – und zu einem ausgesprochen interessanten Arbeitgeber.

Wir bieten ein spannendes, neuen Ideen gegenüber aufgeschlossenes Arbeitsumfeld mit vielfältigen Entwicklungschancen. Unser Erfolg basiert auf Innovation sowie auf den Fähigkeiten und der Vielfalt unserer Mitarbeitenden. Unsere medizinischen Durchbrüche verdanken wir einer Leistungskultur, die von gegenseitigem Respekt, Diskussion und Zusammenarbeit getragen wird.

Innovation ist auch der Schlüssel zu künftigem Erfolg. Dafür müssen wir kontinuierlich lernen, wachsen und uns stets weiterentwickeln. Daher brauchen wir Menschen, die sich persönlich dieselben Ziele gesetzt haben.

Allein in Deutschland und der Schweiz setzen rund 20.000 Mitarbeitende Zeichen für ein besseres Leben. Unsere Produkte und Dienstleistungen werden zur Vorbeugung, Diagnose und Behandlung von Krankheiten eingesetzt. Wir nehmen eine Pionierrolle in der personalisierten Medizin ein und haben bereits erste Produkte der personalisierten Medizin auf den Markt gebracht, die zugeschnitten sind auf die Bedürfnisse bestimmter Patientengruppen.

Wollen Sie mehr über Ihre Entwicklungschancen bei Roche erfahren? Dann besuchen Sie uns unter <http://careers.roche.com>



Innovation für die Gesundheit